This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Die Stunde des Martin Jochner

Ein Roman
aus der vorletzten Zeit
von

Hermann Keſſer

Viertes bis achtes Tauſend

Ernſt Rowohlt Verlag
Berlin
1921

Copyright 1921 by Ernst Rowohlt Verlag
Berlin W 35 / Alle Rechte, insbesondere das
der Übersetzung, vorbehalten
Der Vertrieb in der Schweiz erfolgt ausschließ-
lich durch den Rheinverlag A. G. Basel

838
K-1[illegible]1st
1921

Die einleitenden Kapitel sind in den Monaten Januar bis April 1914 entstanden und vorgelesen worden. Vollendet wurde der Roman im Winter 1914/15. Erste Veröffentlichung in der Presse Mai 1915

Berlin, März 1921 Hermann Kesser

Di.
Price
9-14-50
71499

Motto:

— — — — — — — — — — —

Du gehst und kommst nicht an,
Ewig dauert der Schlaf
Deiner finsteren Reise.
Im Schweigen verweht
Auf dem Strom
Dein Furchtgebet.

— — — — — — — — — — —

Öffne dich!
Dein Angesicht wird weit,
Und du hörst
Das starke Herz der Zeit!

Hermann Kesser, Furcht und Licht

Erstes Kapitel

Auf einen der schwülen und windlosen Septembertage des Jahres 19 . . . sank die Nacht.

Die große Handelsstraße der Weltstadt tönte einen geordneten Abendlärm aus, Menschen drängten in einer kühlen und festen Regsamkeit durcheinander. Die Lampen brannten auf, das künstliche Licht vermischte sich mit dem letzten, fast grünlichen Schein des Himmels zu einem dunstigen Glanz. Wie klebriges schwarzes Wachstuch blinkte der Asphalt, auf dem eine Schicht von unaufgelösten Benzinwolken lag.

Zweierlei Leute zogen dahin, Geldverdiener und Geldausgeber, die einen mit entschlossenen Geschäftsmienen, die andern mit erwartungsvollen Genußgesichtern. Aber alle trugen auch ein Bewußtsein von Kraft, einen Anspruch auf Hochachtung und einen Besitz an unbeirrbarem Zielwillen zur Schau, der in solcher Massenhaftigkeit in keiner andern europäischen Großstadt seinesgleichen haben mochte.

Unter einem Schub dieser Aufrechten, der an einer lebhaften Kreuzungsstelle über den Fahrdamm eilte, fiel ein fünfunddreißigjähriger Herr in einem hellgrauen Überrock auf.

Er schritt nicht so kraftvoll dahin und ging auch nicht mit hochgetragener Brust. Langsam bewegte er sich vorwärts, den Kopf hielt er gebeugt, und er schaute fast immer zu Boden. Um das, was um ihn vorging, kümmerte er sich nicht, es schien ihm nicht daran gelegen, von den Passanten, die ihm begegneten, bemerkt zu werden. Trotzdem wurde er manchmal mit aller Höflichkeit gegrüßt. Zwei Herren, beide uniformhaft modisch angezogen, zogen tief und stramm ihren Hut. Der Andere dankte mit einem Gegengruß, der nur ein Nefler war. Über sein hartes und stilles Gesicht huschte nicht eine Spur von Erkennen. Es war ein etwas gesellschaftliches Gesicht mit einer dünnen, sorgsam beschnittenen Schicht von Barthaaren auf der Oberlippe, aber es war überall ins Selbständige verschärft und mit Schatten von Leidenschaften durchdunkelt.

An einer Straßenecke blieb dieser Mann, der in außerordentlicher Weise mit sich beschäftigt war, plötzlich stehen und blickte um sich. Er gewahrte im Lichtkreis eines Schaufensters drei Zeitungsverkäufer, die unablässig, indem sie einander ablösten, die Überschriften eines Abendblattes ausbellten. Wie Notrufe schallte es in den Troß der Fußgänger hinein, alle mußten es hören. Der Strom kam zum Stillstand. Es war, als ob man unversehens über die Köpfe weggefeuert hätte.

Die Geschäftsleute waren sofort aus ihrem Schritt

gefallen und hatten ihre unbeirrte Haltung preisgegeben. Drohende Zeichen blitzten vor ihnen auf, es war ein Angriff auf ihre Rechnung; manche sahen auf einmal beunruhigt und verdrossen aus, viele nahmen sofort eine trotzige Stellung ein. Alle wollten Gewißheit haben und warfen sich in geschlossenem Ringen auf die Zeitungsverkäufer.

Man ereiferte sich, zischte und pfiff. Das Geschrei wuchs, es übertönte das Straßengedröhn. Auf dem Fahrdamm pflanzte sich die Aufregung fort, sie spaltete den rasselnden Strom der Autobusse und Pferde auseinander, die dumpfe Hast von Motoren, Rädern und Beinen wurde gebremst, überall streckten sich aufgeworfene und winkende Arme aus. Die Ordnung war gesprengt.

Neue Zeitungshändler stiegen aus dem Boden, alle Ecken wurden besetzt, mit Blättern der Konkurrenz, mit Flugschriften und Extraausgaben, auf denen Überschriften so groß wie Plakate prangten. Man stritt und raufte sich nach ihnen hin.

Über die ganze Straßenkreuzung schneite das bedruckte Papier. Es flatterte aus den Fäusten der Mützenmänner in tausend Greifhände, es wurde quer über die Hüte geschleudert; wehte in die Fenster der Tramwagen; schwärmte stoßweise in die nahen Warenhäuser und Bierhallen hinein.

Die Verkäufer schrien die Blätter nicht mehr aus. 'n riß sie ihnen vom Arm und aus den Mappen

1*

heraus, man stürmte die Handkarren, die frischen Vorrat herbeirollten.

Die Straßen loderten weiß, dunkelrote Menschen hüllten sich in flackerndes Zeitungspapier. Mitten im Gedränge falteten sie die Blätter auseinander und versuchten zu lesen. Sie stolperten, wurden eingeklemmt und lasen doch Zeile um Zeile.

Zeitungen hatten Füße, Arme und Köpfe bekommen und wogten im Lichte.

Dann fegten Bemerkungen von Mund zu Mund: „Es steht nicht so schlimm!" „Wenn man schon losschlägt!" „Die Zeitungen lügen!" Unbekannte Leute verwickelten sich in ein Redegeplänkel und trennten sich unter Widerspruch oder verächtlichen Gebärden. Einige ballten wortlos die Blätter zusammen und warfen sie auf die Erde, andere halfen sich mit verlegenen Witzen, ärgerliche Antworten regneten nieder.

Noch stieg nirgends Feuer und Schmerz, Besinnung und Bereitschaft empor.

Man las etwas und schüttelte es ab, als ob es nicht sein könnte.

In wenigen Minuten verebbte der Trubel, die Mützenmänner räumten den Platz und stellten sich anderswo auf. Auf dem dunklen Asphalt blieben Haufen zertretener Papierfetzen zurück, die sich wie schmutziger Schnee an die Wagenräder hefteten.

Der nachdenkliche Mann im hellgrauen Überrock war

durch den Menschenauflauf in die Gegenwart hineingerissen worden.

Er streckte zwar keine Hand nach den Zeitungen aus, er horchte kaum auf das Rufen der Händler. Nur Gesicht war er. Ergriffen betrachtete er sich die grell beleuchtete Papierschlacht, auf einer schmalen Steininsel in der Mitte der Straße.

In der Gasse eines Automobils rettete er sich, noch ehe die Menge wieder auseinandergeflossen war, aus dem Gedränge und bog nach einer minder belebten Straße ab.

Ein jüngerer Mann erkannte ihn in dem Augenblicke, als er seinen Schritt fast laufähnlich beschleunigte.

„Wie er wieder jagt, aber ich muß mit ihm reden!" murmelte er besorgt, und stürzte in großen Sätzen hinter dem Träger des hellen Mantels her. Allein der rannte, als ob er wüßte, daß er verfolgt würde, steifnackig und gepeitscht auf dem Randstein dahin.

Um den Abstand zwischen ihnen zu verringern, setzte sich der Mann hinter ihm in einen leichten Trab, was ihm schwer genug fiel. Er war etwas kurzbeinig und dick, und es stand dies in einem auffälligen Gegensatz zu seinem hagern und imperatorischen Künstlergesicht.

Endlich war er dicht hinterher. Er tat ein paar Atemzüge und gab sich den Anschein, wie wenn er zufällig denselben Weg gegangen wäre. Dann grüßte er von der Seite und sagte unsicher:

„Guten Abend, Jochner!"

Die Stunde des Martin Jochner

Ein Roman
aus der vorletzten Zeit
von
Hermann Kesser

Viertes bis achtes Tausend

Ernst Rowohlt Verlag
Berlin
1921

Copyright 1921 by Ernst Rowohlt Verlag
Berlin W 35 / Alle Rechte, insbesondere das
der Übersetzung, vorbehalten
Der Vertrieb in der Schweiz erfolgt ausschließ-
lich durch den Rheinverlag A. G. Basel

838
K124st
1921

Die einleitenden Kapitel sind in den Monaten Januar bis April 1914 entstanden und vorgelesen worden. Vollendet wurde der Roman im Winter 1914/15. Erste Veröffentlichung in der Presse Mai 1915

Berlin, März 1921 Hermann Kesser

Dec
Price
9-14-50
71499

Motto:

— — — — — — — — — — —

Du gehst und kommst nicht an,
Ewig dauert der Schlaf
Deiner finsteren Reise.
Im Schweigen verweht
Auf dem Strom
Dein Furchtgebet.

— — — — — — — — — — —

Öffne dich!
Dein Angesicht wird weit,
Und du hörst
Das starke Herz der Zeit!

Hermann Keisser, Furcht und Licht

Erstes Kapitel

Auf einen der schwülen und windlosen Septembertage des Jahres 19 . . . sank die Nacht.

Die große Handelsstraße der Weltstadt tönte einen geordneten Abendlärm aus, Menschen drängten in einer kühlen und festen Regsamkeit durcheinander. Die Lampen brannten auf, das künstliche Licht vermischte sich mit dem letzten, fast grünlichen Schein des Himmels zu einem dunstigen Glanz. Wie klebriges schwarzes Wachstuch blinkte der Asphalt, auf dem eine Schicht von unaufgelösten Benzinwolken lag.

Zweierlei Leute zogen dahin, Geldverdiener und Geldausgeber, die einen mit entschlossenen Geschäftsmienen, die andern mit erwartungsvollen Genußgesichtern. Aber alle trugen auch ein Bewußtsein von Kraft, einen Anspruch auf Hochachtung und einen Besitz an unbeirrbarem Zielwillen zur Schau, der in solcher Massenhaftigkeit in keiner andern europäischen Großstadt seinesgleichen haben mochte.

Unter einem Schub dieser Aufrechten, der an einer lebhaften Kreuzungsstelle über den Fahrdamm eilte, fiel ein fünfunddreißigjähriger Herr in einem hellgrauen Überrock auf.

Er schritt nicht so kraftvoll dahin und ging auch nicht mit hochgetragener Brust. Langsam bewegte er sich vorwärts, den Kopf hielt er gebeugt, und er schaute fast immer zu Boden. Um das, was um ihn vorging, kümmerte er sich nicht, es schien ihm nicht daran gelegen, von den Passanten, die ihm begegneten, bemerkt zu werden. Trotzdem wurde er manchmal mit aller Höflichkeit gegrüßt. Zwei Herren, beide uniformhaft modisch angezogen, zogen tief und stramm ihren Hut. Der Andere dankte mit einem Gegengruß, der nur ein Reflex war. Über sein hartes und stilles Gesicht huschte nicht eine Spur von Erkennen. Es war ein etwas gesellschaftliches Gesicht mit einer dünnen, sorgsam beschnittenen Schicht von Barthaaren auf der Oberlippe, aber es war überall ins Selbständige verschärft und mit Schatten von Leidenschaften durchdunkelt.

An einer Straßenecke blieb dieser Mann, der in außerordentlicher Weise mit sich beschäftigt war, plötzlich stehen und blickte um sich. Er gewahrte im Lichtkreis eines Schaufensters drei Zeitungsverkäufer, die unablässig, indem sie einander ablösten, die Überschriften eines Abendblattes ausbellten. Wie Notrufe schallte es in den Troß der Fußgänger hinein, alle mußten es hören. Der Strom kam zum Stillstand. Es war, als ob man unversehens über die Köpfe weggefeuert hätte.

Die Geschäftsleute waren sofort aus ihrem Schritt

gefallen und hatten ihre unbeirrte Haltung preisgegeben. Drohende Zeichen blitzten vor ihnen auf, es war ein Angriff auf ihre Rechnung; manche sahen auf einmal beunruhigt und verdrossen aus, viele nahmen sofort eine trotzige Stellung ein. Alle wollten Gewißheit haben und warfen sich in geschlossenem Ringen auf die Zeitungsverkäufer.

Man ereiferte sich, zischte und pfiff. Das Geschrei wuchs, es übertönte das Straßengedröhn. Auf dem Fahrdamm pflanzte sich die Aufregung fort, sie spaltete den rasselnden Strom der Autobusse und Pferde auseinander, die dumpfe Hast von Motoren, Rädern und Beinen wurde gebremst, überall streckten sich aufgeworfene und winkende Arme aus. Die Ordnung war gesprengt.

Neue Zeitungshändler stiegen aus dem Boden, alle Ecken wurden besetzt, mit Blättern der Konkurrenz, mit Flugschriften und Extraausgaben, auf denen Überschriften so groß wie Plakate prangten. Man stritt und raufte sich nach ihnen hin.

Über die ganze Straßenkreuzung schneite das bedruckte Papier. Es flatterte aus den Fäusten der Mützenmänner in tausend Greifhände, es wurde quer über die Hüte geschleudert; wehte in die Fenster der Tramwagen; schwärmte stoßweise in die nahen Warenhäuser und Bierhallen hinein.

Die Verkäufer schrien die Blätter nicht mehr aus. n riß sie ihnen vom Arm und aus den Mappen

heraus, man stürmte die Handkarren, die frischen Vorrat herbeirollten.

Die Straßen loderten weiß, dunkelrote Menschen hüllten sich in flackerndes Zeitungspapier. Mitten im Gedränge falteten sie die Blätter auseinander und versuchten zu lesen. Sie stolperten, wurden eingeklemmt und lasen doch Zeile um Zeile.

Zeitungen hatten Füße, Arme und Köpfe bekommen und wogten im Lichte.

Dann fegten Bemerkungen von Mund zu Mund: „Es steht nicht so schlimm!" „Wenn man schon losschlägt!" „Die Zeitungen lügen!" Unbekannte Leute verwickelten sich in ein Redegeplänkel und trennten sich unter Widerspruch oder verächtlichen Gebärden. Einige ballten wortlos die Blätter zusammen und warfen sie auf die Erde, andere halfen sich mit verlegenen Witzen, ärgerliche Antworten regneten nieder.

Noch stieg nirgends Feuer und Schmerz, Besinnung und Bereitschaft empor.

Man las etwas und schüttelte es ab, als ob es nicht sein könnte.

In wenigen Minuten verebbte der Trubel, die Mützenmänner räumten den Platz und stellten sich anderswo auf. Auf dem dunklen Asphalt blieben Haufen zertretener Papierfetzen zurück, die sich wie schmutziger Schnee an die Wagenräder hefteten.

Der nachdenkliche Mann im hellgrauen Überrock war

durch den Menschenauflauf in die Gegenwart hineingerissen worden.

Er streckte zwar keine Hand nach den Zeitungen aus, er horchte kaum auf das Rufen der Händler. Nur Gesicht war er. Ergriffen betrachtete er sich die grell beleuchtete Papierschlacht, auf einer schmalen Steininsel in der Mitte der Straße.

In der Gasse eines Automobils rettete er sich, noch ehe die Menge wieder auseinandergeflossen war, aus dem Gedränge und bog nach einer minder belebten Straße ab.

Ein jüngerer Mann erkannte ihn in dem Augenblicke, als er seinen Schritt fast laufähnlich beschleunigte.

„Wie er wieder jagt, aber ich muß mit ihm reden!" murmelte er besorgt, und stürzte in großen Sätzen hinter dem Träger des hellen Mantels her. Allein der rannte, als ob er wüßte, daß er verfolgt würde, steifnackig und gepeitscht auf dem Randstein dahin.

Um den Abstand zwischen ihnen zu verringern, setzte sich der Mann hinter ihm in einen leichten Trab, was ihm schwer genug fiel. Er war etwas kurzbeinig und dick, und es stand dies in einem auffälligen Gegensatz zu seinem hagern und imperatorischen Künstlergesicht.

Endlich war er dicht hinterher. Er tat ein paar Atemzüge und gab sich den Anschein, wie wenn er zufällig denselben Weg gegangen wäre. Dann grüßte er von der Seite und sagte unsicher:

„Guten Abend, Jochner!"

Der Angeredete drehte sich um. Er hatte die Augen eines Menschen, der aus einem Traum kommt und in den Tag geworfen wird.

In fahriger Herzlichkeit nahm er die dargebotene Hand und blickte, wie von etwas Unsichtbarem gepeinigt, um sich. Als habe er einen Begleiter verloren und suchte nach ihm.

Der Andere hatte sich auf eine harmlose Anknüpfung vorbereitet. Nun war ein peinliches Unbehagen da, und ließ sich nicht leicht verwischen.

Mit einer beunruhigten und ernsten Miene fragte er zaudernd: „Du bist doch allein?"

Über Martin Jochner zuckte es. Er schaute jäh auf.

Ein Lächeln ging schnell über sein Gesicht und trocknete gleich wieder ein.

„So allein wie immer."

„Und für niemand zu haben?"

„Ich bin beschäftigt, Still! Du solltest es wissen."

Es war klar, daß er jeder Annäherung vorbeugen wollte. Er fiel auch sofort wieder in seinen raschen Schritt. Sie betraten einen Platz, auf dem sich der Verkehr aus mehreren Straßenzügen polternd vermengte.

Aber Still wollte sein Vorhaben nicht aufgeben. So ruhig, als es sein immer noch rasch gehender Atem zuließ, fing er, mitten in einem Sturm von Geräusch, abermals an: „Ich weiß nur, daß du jeder Verab-

redung ausweichst und dich seit einiger Zeit vor aller Welt zurückziehst. In der Redaktion hältst du dich in deinem Zimmer verschanzt, auf der Straße spazierst du mit Blindscheiben an mir vorbei. Es ist sicher, wir verändern uns alle. Ich habe mich auch verändert. Das muß alles so sein. Aber ich habe das Gefühl, daß es dir schlecht geht, und möchte meinen Anteil daran haben."

Er war warm geworden.

Jochner nahm maßlose Schritte, er sah unbeweglich vor sich hin.

„Ich danke dir, Still! Ich danke dir wirklich! Doch geht es mir nicht schlechter als billig ist. Die Zeit dreht sich ein bißchen rasch, und was mich betrifft, so bin ich etwas heißgelaufen, wie alle Achsen, die mitlaufen müssen. Das ist alles."

Es war völlig Nacht geworden. Die Schaufenster starrten in Lichtgirlanden. In der Luft war ein tiefes, betäubendes Schwirren.

Still raffte sich plötzlich mit beteuernder Kraft auf und sagte:

„Und ich bin gewiß, daß etwas mit dir vorgeht, das mit alledem nichts zu tun hat! Du gehst in einem Nebel, der aus dir selber kommt!"

Ein geradezu verrückter Lärm erhob sich in diesem Augenblick.

Jochner stieß mit abweisender Heftigkeit seinen Stock den Asphalt.

„Ich will dich nicht kränken, Still! Aber du stellst dir vor, daß ich ein mechanisches Gehirn habe und fleischlos denken kann. Du und deine Dichter, ihr spinnt an Versen und Geschichten! Ihr träumt von eurer eignen Seele, ihr nistet in eurer besonderen Luxusluft! — Ich stehe auf der Erde, ich stecke bis an die Ohren in diesem europäischen Festland, ich merke, wie es sich rührt! Kein Stoß, der mir nicht durch Mark und Bein fährt. Ich bin kein Zuschauer, ich muß mitspielen, ob ich will oder nicht! Unter Millionen von Blinden und Tauben muß ich mitspielen."

Ruckweise schleuderte er die Worte heraus, mit eckigen Kopfwendungen nach dem Freunde hin, unbesorgt, ob ein Fremder im Gedränge etwas davon auffange.

Ein Mann, aufgedunsen, blaß und doch trunkgerötet, in einem dunklen wolligen Mantel mit einem verwetzten Samtkragen, der schon eine Weile hinter den beiden herstrich und sie zaudernd umkreiste, hatte in der Tat alles mitangehört.

Mit vorgebeugtem Hals schob er sich hinter ihnen drein, eine glühende Absicht in den verquollenen Augen.

Merkwürdig befriedigt nickte er bei jedem Satz mit seinem dünnen roten Vollbart. Nun wich er scheu, aber in einer bestimmten Überlegung zurück. Sein verkommener Apostelkopf tauchte wieder in dem drängenden Menschenschwarm unter.

Die beiden Männer gingen, ohne ihn bemerkt zu haben, quer über den Platz auf ein großes Gebäude zu, das hell bis unters Dach zwischen zwei schon dunklen Häusern stand.

Es war ein blockiger Bau aus grauem Sandstein, von der architektonischen Geste eines Palais, aber mit unruhigen und prahlerischen Zutaten.

Bei näherm Zusehen ergab sich, daß das Gebäude einer ursprünglichen Bedeutung entfremdet war. Der großartige mittlere Eingang, über dem gebrochene Barockbögen prunkten, war unzweckmäßig geworden, da das Haus durch mehr als zwanzig nachträglich in die Fassade gebrochene Glastüren zu seiner Linken und Rechten nach der Straße geöffnet war. Unmittelbar hinter allegorischen nackten Gestalten am Giebel streckten sich Auspuffrohre zum Himmel.

Das Haus war ehedem von einigen fanatisch-idealen Kapitalisten als internationales Institut für Literatur und Kunst gebaut worden.

Die „Nordische Presse-Kompagnie" hatte den Gebäudewürfel aus dem Konkurs erworben, und in der rechten Hälfte das Heim für die junge aber außerordentlich erfolgreiche „Metropol-Zeitung" eingerichtet.

Vor sechs mächtigen Fenstern mit Photographien und ausgehängten Depeschen waren um acht Uhr abends, als sich die Redakteure Dr. Martin Jochner und Emmerich Still zum Nachtdienst begaben, vier- und fünf-

fache Wände von Gaffern, Männern mit Zigarren im Munde, und Weibern in bunten Federhüten.

Sie rauchten und schwatzten.

Andere schnoberten zudringlich um den Eingang herum.

Jochner schritt, ohne hinzusehen, schief und feindselig an ihnen vorbei, Still ging niedergeschlagen an seiner Seite.

In der großen Pforte richtete der Türhüter schon die Drehtüre, als Jochner noch auf den Stufen zurückhielt und Still versöhnlich beim Arm packte:

„Nimm es nicht übel, daß ich gerade herausgeredet habe! Wir treffen uns wieder!"

Still nahm einen letzten Anlauf: „Du solltest einmal fort von allem!"

Wieder setzte Jochner sein hartes Gesicht auf.

Die Türe drehte sich, sie waren in der Vorhalle.

Der große Fahrstuhl entlud ein Dutzend Männer, die einen müden und ausgebrauchten Eindruck machten. Man tauschte Grüße, die andern eilten ins Freie.

„Herr Doktor!" — Ein graubärtiger Mann in einem Havelock und frierend darin eingezogenen Armen war als letzter aus dem Fahrstuhl geschlüpft. Er lüftete mit einem Kopfschütteln den Hut. Es war ein alter und gutherziger Mann, ein bejahrter Journalist, der nicht mehr zu voller Arbeit taugte und auf der Depeschenverteilung des Blattes untergebracht war.

„Was gibt's, Schotteck?" frug Jochner.

Ein verwettertes Gesicht hob sich. In den halberloschenen Augen stand Verstörung.

„Unglück!“ stieß der Alte hervor und sah den Redakteur groß an. „Die Zeit rast! Die Welt kommt unter die Räder! Denken Sie an mich!“

Mit einem unverständlichen Gebrumm humpelte er davon.

Jochner sah ihm schweigsam nach. Still tippte sich auf die Stirne und zuckte ungeduldig die Achseln.

„Du fängst an alles ernst zu nehmen . . .“

Jochner zog die Uhr und reichte Still die Hand: „Ich muß auf meine Zelle.“

Der Abschied klang kühl. Still schlug verdrossen die Aufzugstüren zusammen und fuhr schnell in die Höhe.

Auf einer engen Seitentreppe stieg Jochner nach seinem Arbeitszimmer, das abseits von den übrigen Redaktionsräumen und fern dem Maschinengeräusch in einer Ecke des Verwaltungsflügels lag.

Kaum wieder allein, umgaben ihn alle Schatten schwärzer als zuvor, er fühlte sich wie zu Boden gebogen, und alles lag in derselben Dunkelheit vor.

Er stieß den Schlüssel ins Schloß und wiederholte sich dabei die eigenen Worte, die ihm durch das lästige Forschen Emmerich Stills auf die Lippen gekommen waren. Es war nichts Unwahres an dem, was er gesagt hatte, und doch ging etwas ganz anderes in n vor.

„Es ist so finster in mir, weil ich alles Finstere mit Augen und Ohren davontrage. Wozu soll Still davon wissen?"

Die Tür ging auf, eine dumpfe und staubhaltige Luft und der leise süßliche Geruch der Druckerschwärze strömten ihm entgegen.

Er zögerte einzutreten.

Da drinnen konnte sich nichts entwirren. Es warteten womöglich nur neue düstere Bilder auf ihn, eigens für ihn gestellt und ihm besonders sichtbar.

Das Zimmer war unbeleuchtet, der Diener mußte vergessen haben, das Licht aufzudrehen. Jochner schloß hinter sich ab und blieb stehen wie er gekommen war.

Vom Hof draußen drang ein trauriger und grauer Schimmer herein.

Mit vorgestrecktem Arm fand er das Sofa, auf das er sich schwer niederfallen ließ, mit Hut und Mantel und den Stock immer noch in der Hand.

Weswegen war gerade er in dieser fürcherlichen Unruhe? Hunderttausende in dem unerschütterlichen Lande stemmten sich allem mit Zutrauen entgegen, und er wußte: Sie würden wie ein Damm sein, den nichts überbranden konnte, sie würden sich zu einem Wall zusammenfügen, würden kämpfen, ohne viel zu denken und fragen, und Gut und Leben einsetzen.

Martin Jochner saß auf dem Sofa, den Stock zwischen den Beinen.

Ohne Rast grübelte er vor sich hin.

Tags zuvor hatte eine Besprechung zwischen Politikern und Herrn von Grauße, dem Präsidenten der nordischen Pressekompagnie, stattgefunden, bei der er dabei gewesen war. Es kam heraus, daß man sich im Grunde gegenseitig wenig zu sagen hatte. Zuerst sprachen alle gewandt und gelenkig. Ein bekannter Parteimann, der eine vielgelesene Broschüre über die auswärtige Politik geschrieben hatte, beendete die Konferenz, indem er sagte: „Unsere Prinzipien sind schließlich festgelegt. Und daran kann auch die augenblickliche Situation nichts ändern." Herr von Grauße antwortete noch, es sei doch gut, daß man wieder miteinander Fühlung genommen habe, und meinte im Aufstehen: „Krieg ist wie Wetter. Niemand ist imstande, dem Wetter zu kommandieren. — Uns kann man den Strom nicht abstellen. Wir schaffen ihn selbst. Es wird weitergehen." Alle, auch Jochner, griffen nach seiner Hand.

Jochner fand, sie hätten es leichter als er. Denn es war trotz alledem dunkel geworden, und er konnte in der Zeitung keine Leuchtkugeln steigen lassen.

Und was war denn die Zeitung?

Er tastete nach dem Druckknopf, um hell zu machen, und hatte mit einmal Lust, darüber noch ein paar Worte mit Still zu reden, aber nur telephonisch. Still hatte ja vor einigen Monaten eine richtige Bemerkung über Journalisten und Historiker gemacht. Er wollte

sich das zurückrufen. Und überdies sollte es Still versöhnen, der es doch eben gut gemeint hatte.

Er läutete an, der Freund schien gar nicht verwundert.

„Ich weiß schon. Aber du hieltest es damals für zu geklügelt. — ‚Augenblickshistoriker — Vergangenheitshistoriker.' Das war es."

„Ja — und weiter?"

„Die Historiker sitzen in ihrer Küche jahrelang über der Vergangenheit — und sind doch nur notdürftig wahr."

„Und wir?"

„Und die Journalisten, die Tageshistoriker sollen von heute auf morgen die Zukunft voraussagen, und dabei gibt es nichts unklareres als die Gegenwart. — Willst du etwas darüber schreiben? Ich habe noch mehr. — Eigentlich könnten wir uns genauer verständigen. Soll ich zu dir kommen?"

Martin Jochner hörte es automatisch mit an. Er hielt plötzlich ein, wie ein Verlaufener auf einem falschen Weg. Er bedankte sich, und gab zurück, daß er allein bleiben müsse, um der Arbeit willen.

Unbestreitbar wahr schien ihm jetzt nur, daß ihm die Dinge über den Kopf wuchsen. Durch derlei Überlegungen gerieten seine Gedanken immer mehr in Unordnung. Er wollte doch keine Verteidigung abfassen. Es war lächerlich, daß Still so etwas angenommen hatte.

Schall und Licht stieg aus der Hoftiefe herauf, die Zimmertüre ging auf, in schwarzer Arbeitsbluse stand ein Schreibfräulein da, die abgestreiften Manschetten und die Überärmel in der Hand.

Mit einer strahlenden Morgenstimme frug sie ob es heute viel würde, und hob den Blechkasten von der Maschine. Ohne auf Antwort zu warten, setzte sie sich zurecht und spannte Papier ein. Sie merkte nicht, daß der Redakteur noch gar nicht angefangen hatte.

Über die Maschine gebeugt, sagte sie dann: „Ich bin nun doch wieder hier."

Martin fühlte sich wider Willen abgelenkt. Er nahm einen rauhen Ton. „Was denn?"

Ihr Haar grub sich fast in die Tasten hinein, so hatte er sie eingeschüchtert.

„Ich wollte nur sagen, daß ich doch wieder in meiner Stellung bleibe."

Nun entsann sich Jochner. Weil sie heiraten wollte, hatte sie sich vor einigen Wochen verabschiedet. Seither war eine andere statt ihrer gekommen, es fiel ihm erst hinterher auf. Und sie war ja die beste Maschinenschreiberin im Hause gewesen, die einzige, die jedes Wort verstand und ihn nie im Diktat unterbrach. Auf ihre Bitte hatte er ihr sogar selber ein Zeugnis ausgestellt.

Ihr Scheitel hatte sich noch tiefer gesenkt, er glänzte wie ein Messingschirm zu ihm herüber. Es trieb ihn, Gesicht aufzurichten.

„Richtig, Sie wollten mit Ihrem Mann ein Kopierbureau übernehmen?"

Der Scheitel hob sich wieder. Sie sprach fest aus gesunden und bewußten Augen: „Mit dem Mann, mit dem ich verlobt gewesen bin."

Etwas stieß Martin mit einmal, er mußte noch mehr fragen.

„Und nun — ist es aus?"

„Ja! — Ich hab' etwas erfahren. Über die Witwe, die das Geld fürs Geschäft borgen wollte. Es war keine Verwandte. Es hätte auch hernach mit ihr weitergehen sollen. Da war ich von heute auf morgen — mit ihm fertig!"

Auf ihrer Stirne glühten rote Flecken, sie bürstete so heftig an den Schriftzeichen, daß ihre Wangen zitterten.

„Mit — ihm — fertig!" wiederholte Jochner, und schien ganz erfüllt.

Er hatte sogar, als ob er selber eine solche Möglichkeit in Besitz nehmen wollte, den straffen und klaren Tonfall des Mädchens nachgeahmt.

Langsam trat er näher. Es war ihm, als müsse er sich vor etwas Unbesonnenem hüten. Aber er überwand alles und fragte: „Und das gelang Ihnen — so ohne weiteres?"

Sie legte die beiden Hände glatt auf die Tischplatte und behauptete mit bescheiden geöffnetem Mund: „Da bleibt doch nichts anderes übrig."

Von dieſer einfachen Löſung vollſtändig überſchwemmt, ſtellte er ſich ſo, daß ſie ihn nicht anſchauen konnte, dicht neben ſie. Nun mußte zu Ende geredet werden.

Scheinbar kalt und auf alles eingehend, entgegnete er: „Alſo arbeiten Sie nach wie vor. Als ob nichts geweſen wäre. Alles iſt weg. Sie ſchlafen, eſſen, ſpazieren und . . . ſind mit ihm fertig?"

Ihre Bluſe ſtraffte ſich triumphierend.

„Man läßt ſich doch nicht unterkriegen."

„Nicht unterkriegen! Aha!" ſprach er ihr wieder nach.

Sie ahnte nicht, wie gerade dieſes Wort über ihn hergefallen war, und bildete ſich immer noch ein, es ginge nur um ihren Liebeshandel.

Schlicht und ruhig fuhr ſie fort: „Man muß nur wiſſen, ob man was wert iſt, ſonſt iſt's aus. Und ein richtiger Kerl und ein ordentliches Mädel, von denen macht's jedes wie ich — in ſo einem Fall. Und von denen kann keines an ſo was ſterben. Da glaub' ich eben nicht daran."

Sie nahm wieder die Bürſte und ging über die Schriftzeichen.

Über ihrem Kopf aber ſprach nun der Redakteur: „Aber wenn ſich ſo etwas nicht ausblaſen läßt? Tag und Nacht in den Ohren ſingt? Im Schädel tickt wie eine ewige Uhr? Immer wieder aufſteht, wenn man es niederſchlägt? Das kommt nämlich

vor — bei Frauen und Männern. Ich kenne auch so einen . . ."

Sie dachte bei sich: „Wenn ich schon nur eine Schreiberin bin, soll er doch nicht seinen Spaß mit mir treiben," zuckte erledigend die Achseln und meinte, mit einem gleichgültigen Mitleid: „Ja dann . . ."

Und damit klang sie endgültig aus. In beinahe hitziger Weise schnellte sie die Buchstabenhebel hin und her, drehte am Farbband und gab zu erkennen, daß sie die Hände rühren wolle.

Aber Jochner sagte auf einmal vom Fenster aus: „Heute ist nichts," und etwas höflicher: „Sie können gehen!"

Sie verschwand sofort und wagte kaum noch zu grüßen.

Draußen entsann sie sich, inmitten einer ungelösten Empfindung, daß sie einmal vorgehabt hatte, Dr. Jochner zu bitten, ihr die Unterschrift der Schauspielerin Dore Stehrheimb zu verschaffen. Ihr Bräutigam hatte diesen Einfall gehabt. Sie hatten Jochner an einem Abend mit der Schauspielerin spazieren sehen, in einem Park der Waldvorstadt. Sie war froh, daß sie das nicht getan hatte. Der Redakteur konnte recht unheimlich sein. Das stand jetzt für sie fest.

Stumpf gegen das Arbeitsgebot der Stunde hielt Martin Jochner mit sich Rat.

Was hatte er mit seinem Ausfragen gewollt? Was hatten diese Menschen mit ihm und seinen Zweifeln

an Dore zu ſchaffen? — Er glitt in eine neue Höhle hinein und tappte lichtlos zu.

Wie lange er geträumt hatte, wußte er nicht. Ein Klingelzeichen weckte ihn auf.

In der Hauptwand des Zimmers, in der es fortwährend knackte und ſurrte, hatten ſich alle die kleinen Käſten angeſammelt, in denen aus ſechs Stockwerken Telegrammme, Manuſkripte, Rohrpoſtbriefe und Druckſtreifen nach dem Gemach des verantwortlichen Schriftleiters befördert wurden. In der Setzerei war keine einzige Liftſchachtel mehr vorhanden, als kurz vor Redaktionsſchluß das angeſchwollene Material um einen ſeltſamen Liebeshandel vermehrt wurde, der ſoeben aus dem Arbeiterviertel berichtet worden war.

Das lautſprechende Telephon an der Decke verkündete: „Text für die erſte Seite der Nachtausgabe um 9 Uhr 20 Minuten.“

Es war nur noch eine halbe Stunde.

Martin Jochner ſchaltete ſich in den Arbeitskreis der nordiſchen Preſſe-Kompagnie ein und zwang ſich gewaltſam Gefaßtheit und Überlegung ab.

Er durchwühlte die Käſten nach den lappigen und feuchten Papierfahnen, er riß die Telegramme und aufgenommenen Ferngeſpräche heraus, die von einem halben Hundert untergeordneter Redakteure und Korrektoren überkritzelt, auf den Papierfahnen in klaren Lettern Geſtalt angenommen hatten. Mit nervöſen Fingern breitete er alles auf einen Tiſch vor ſich hin.

Die Streifen und Telegramme nahmen kein Ende. Unerschöpflich war heute der Inhalt der Kästen. Aber die Blätter, die er zur Hand nahm, spannten sein qualvoll gelockertes Hirn wieder in eine vorübergehende Denkfestigkeit.

Es war nun ganz still im Zimmer.

Nur die Wände waren wieder um ihn, die er tagtäglich sah, wenn er schrieb. Und sie waren heute mächtiger als je und rückten auf ihn zu, die gewaltigen Mauern aus Millionen von lesegefräßigen und flatternden, von kalten und wehrlosen, rechnenden und schmerzlichen Augen.

Immer schaute er die unbestimmbare Menge der Zeitungsleser als solche Mauern.

Es kam vor, daß ihm dann der Schweiß aus allen Poren trat, und er fühlte sich in solchen Stunden doch auch groß. Größer und klüger als alle Klugen der Welt. Sicher war, daß er gerade in dieser Erregung sein Bestes gab, und unzusammenhängende und verschwommene Ereignisse zutreffend und unabhängig beurteilte.

Er spaltete sich stets von seinen Erfahrungen ab.

„Das einzige Mittel, um sich wieder zu überbieten," sagte er einmal darüber zu Herrn von Grauße, „denn in einer neuen Dunkelheit strengt man sich immer am meisten an, um etwas zu sehen." Und der alte Herr, dessen Verdienst es war, daß sich der ehe-

malige Vizekonsul nach einer mehrjährigen Tätigkeit in San Franzisko, auf Sumatra und in der Schweiz plötzlich der Journalistik zugewandt hatte, erzählte dieses Wort gerne weiter.

Jochner betrachtete die Telegramme.

Worte, Sätze wirbelten wie Klumpen an seinen Augen vorbei, griffen wie Hände nach ihm. Es packte ihn. Das Zimmer fing an zu kreisen.

Sprengstoff wurde also über die Welt geschüttet und wollte sich Schlachten liefern. War das Ende gekommen?

Diese Wochen waren mit Katastrophen geladen. Eitle Theaterpolitiker stellten sich auf die Kanzel, drohten mit der Faust und redeten Fieber über die Länder. In die Sprache der feindlichen Presse war etwas Starres gekommen. Die alten Spannungen verhärteten sich. An den Grenzen trugen sich Streitereien zu. Ungewisse Nachrichten über Truppenverschiebungen und Probemobilmachungen, Spione und Geheimreisen von Diplomaten und Stabsoffizieren schwirrten umher. Loch um Loch war in das Beruhigungsgespinst der Regierung gerissen.

Der Kreis der Friedlichen in Europa schrumpfte zusammen. Als Ritornell brodelte überall dasselbe Wort: Krieg.

Jochner verglich die Meldungen.

Der abgelaufene Tag hatte die Verwirrung vermehrt. In jeder großen Stadt war Kriegsfurcht. Ein Dutzend

von politischen Lärmorchestern spielte zur selben Zeit. Es krachte von herumirrenden Blitzen.

Selbst die Meldungen der sachlichsten Berichterstatter waren aufregend. Und im Stab der „Metropol-Zeitung" gab es Männer, die wie journalistische Instrumente arbeiteten und alles mit der Sicherheit von schreibenden Wärme- und Kältemessern aufzeichneten.

Aber jetzt telegraphierten sie ein Zickzack von verhetzten Sätzen, sie telegraphierten ihre eigene Erschütterung.

„Katastrophen-Begeisterung," sagte sich Jochner.

Er kannte diesen Rhythmus der Telegramme. Gegen solche Begeisterung war er gefeit.

Mißtrauisch nahm er sich die lange Depesche vor, die Stefan Siemens vom Pariser Bureau der „Metropol-Zeitung" geschickt hatte. Sie war vor kaum vierzig Minuten abgeschlossen und auf dem Mietdraht, welcher der Kompagnie für die Abendstunde zur Verfügung stand, nach der Hauptstadt geleitet worden.

Er sah Siemens vor sich, dieses Ungeheuer von Gemütsruhe, diesen blonden Riesen aus Hartgummifleisch, den er um seiner Gelassenheit willen schätzte. Und er maß den Grad der politischen Verstürmtheit an dieser Depesche. Sie schwitzte und keuchte. Eine Begebenheit jagte hinter einem Gerücht, eine Tatsache hinter einer Vermutung.

Mit drei Federstrichen löschte er aus, was ihm falsches Funkenwerk schien. An hundertmal hatte er sich

davon überzeugt: In Zeiten der politischen Ratlosigkeit wuchsen die Lügen auf dem Asphalt der Straßen. Es war dann wie eine Epidemie. Und gerade dann bemühte sich Jochner die Sinnestäuschungen aufzudecken. Ein Gedächtnis, auf jeden Anruf bereit, unterstützte ihn.

Wer war Harry Fountain, der in der Pariser Ausgabe der Londoner „World" die Schreckensmeldung von einem Bündnis aller asiatischen und amerikanischen Staaten gebracht hatte?

Wer war der französische Sozialistenführer Bossoir, dessen Brandrede als Beispiel für die ungeahnte einmütige Kriegsstimmung auch der linksstehenden Parteien genannt worden war?

Was war mit dem Pariser „internationalen Balkanverein", der in einer Kundgebung den kommenden europäischen Krieg als eine „Erlösung von den germanischen Völkern" und als eine Hoffnung begrüßte, die Macht des neuen Balkans mit „slavischen Janitscharen bis an das sterbende Wien zu schieben"?

Und wer war Kling, der Präsident des „russischen Tatenbundes", der auf einem freien Platz in einer Petersburger Vorstadt gesprochen hatte und von Tausenden bejubelt worden war, als er wie mit einem Schwamm über das „schmähliche Kreidegekritzel auf den regierungsfrommen Beruhigungstafeln" fuhr und statt der Lammesgeduld, die im Ministerium des Äußern wohnte, „Gewehrkolbenstöße als Bescheid für

die Anmaßung der feindesländischen Diplomatie" forderte?

Jochner preßte die Lippen zusammen.

Er sah die große feindselige Meute der Politiker und hörte ihr Gebell. Und er sah die vielen aufgehobenen Hände, die auch die dümmsten Worte auffingen.

Eine unsägliche Verachtung erfaßte ihn.

Am liebsten hätte er der ganzen Welt mit einem schlagenden Motto die Unsinnigkeit der Zeitpolitik bewiesen.

Er griff nach einem Stift, zeichnete Kreise auf und schrieb Haßworte hinein.

Wieder sprach das Telephon von der Decke herab.

Jetzt biß er sich in den Pflichtstoff ein. Die Einfälle kamen ihm so schnell, daß er am liebsten mit beiden Händen geschrieben hätte.

Seine Feder flog.

An der Wand schnarrte der Sprecher der Verlagsdirektion, einmal, noch einmal und ein drittesmal.

Er hörte es nicht, hörte es ebensowenig wie das Klopfen an seiner Türe.

Ein Diener trat hinter ihm mit einer Frage herein.

Martin winkte, ohne sich ihm entgegenzudrehen, in zorniger Abwehr mit der freien linken Hand zurück und flüsterte — es klang wie ein stilles pathetisches Hinbeten — unverständliche Worte über die Papierstreifen hin. Der Diener wagte keine weitere Annäherung. Er schlich auf den Zehenspitzen hinaus.

August Großmann, Verlagsdirektor der nordischen Pressekompagnie, gab in derselben Stunde ungefähr zum zehntenmal den gleichen Bescheid: „Wir haben leider noch nicht alles! Etwas später, wenn ich bitten darf!“ Immer in wohlgesetzten Sätzen und im Ton einer leisen kaufmännischen Demut.

An diesem politisch bewölkten Tage war er mittels einer Rufnummer, die nicht im Verzeichnis der Telephon-Abonnenten enthalten und nur wenigen ganz bevorzugten Kunden vertraut war, schon an hundertmal um Auskunft angegangen worden. Er hatte sich da und dort im Hause zu unterrichten versucht und manches in Erfahrung gebracht.

Aber was war denn in diesem Wust von Telegrammen das Entscheidende?

Er konnte nicht schlüssig werden. Er wollte doch lieber mit Jochner Zwiesprache halten. Und Jochner wollte sich durchaus nicht melden, alle Versuche einer telephonischen Verbindung schlugen fehl.

Großmann fing an, die Geduld zu verlieren.

„Als ob er wüßte, daß ich ihn notwendig brauche!“

Dann schickte er den Diener weg, um nachsehen zu lassen.

Zwischen ihm und dem Redakteur bestand keine Freundschaft. Jochner hatte das Geschäftszimmer mit den Sprüchen in Holzbrandschrift noch niemals betreten. Es war ihm nur vom Hörensagen bekannt, dort monumentale Worte an der Wand hingen,

wie „Die Reklame ist das Öl der Geschäftsmaschine!“, „Die Annonce arbeitet auch, wenn du schläfst!“ und so. In versteckter Beschwerdeform hatte Großmann die Zurückhaltung des ersten Redakteurs nebenbei bei Herrn von Grauße erwähnt.

„Der Herr Doktor liebt es, sich bei uns etwas unterirdisch zu machen. Ich habe die höchste Achtung vor seinen Leistungen. Aber wir sind doch auch da.“

Großmann war tatsächlich da.

Er stellte sich in dem strebenden und unerschöpflichen Strom des weltstädtischen Lebens auf, grub diesen Kräften einen Gold-Kanal nach der „Metropol-Zeitung“ und löste sie in Annoncenzeilen auf. Jedwedes Ereignis, jedweder Zustand, Geburt, Krankheit und Sterben, Kunst und Politik, Staat und Gesetz, Krieg und Friedfertigkeit, Jahres- und Tageszeiten: Alles wurde Frucht. Er pflückte davon, er erspähte überall geheimnisvolle Beziehungen: Text, Umfang, Satzbild und Häufigkeit einer Anzeige. Wie Großmann waren auch seine Leute. Er hatte sie meisterlich geschult, nach „Charakteren“ und „Nuancen“ gruppiert. Da waren die Jäger, die den Anzeigenteil der Konkurrenz durchstöbern mußten. Da waren flotte Stilisten für jeden Stand und jedes Gewerbe, Stadtreisende, die in der Technik des „Klebens“ der mühsamen Vorbereitung, geübt waren, und endlich einige kleine Großmanns, die selbst die Kleidung ihres Chefs und seine Gebärden nachahmten. Großmann hatte nämlich Stilempfinden.

Bei seinem Aufstieg hatte er durch kleine kokette Mittel die prüfende und grüblerische Maske eines akademischen Gewerbetreibenden angenommen. Von Haar und Bart hielt er den Schnitt der Tagesmode fern, für die Kleider wählte er gedeckte Farben, wie er sie bei Menschen von hervorragender bürgerlicher Vertrauensstellung wahrgenommen hatte. Bestimmte Begriffe wie „Wirtschaftsleben", „Wettbewerb" und „Publizität" sprach er mit künstlerischer Betonung aus. Und diesem Manne hatte man hinterbracht, daß Jochner gelegentlich von ihm den Ausdruck „Seine Nichtigkeit" gebraucht haben sollte.

Der Diener kam achselzuckend zurück.

„Also in Arbeitsandacht, die nicht entweiht werden darf!"

„Scheint so, Herr Direktor."

Der Diener lächelte, Großmann steckte, um sich zu beruhigen, die Hände in die Taschen.

Er hatte längst das Menschenmögliche getan, um den Redakteur von sich zu überzeugen. Vorübergehend hatte er das Verfahren angeschlagen, das er sonst bei unnahbaren Inserenten anzuwenden pflegte: Er begegnete Jochner mit äußerster, stolzer Herablassung, im Ton eines schenkenden hohen Herrn. Es nützte nichts, der Redakteur war nach wie vor für ihn versperrt. Jochner trat auf ihn, wie auf einen Stein am Boden. Er mußte mit wachsender Ärgerlichkeit feststellen, daß er in Jochners Dasein nur gelegentlich

vorhanden war. Sollte er sich noch mehr bieten lassen?

In der nächsten Viertelstunde wurde er noch einige Male, und immer dringender, um die neuesten Nachrichten bestürmt. Er faßte einen Entschluß.

Eine Minute später stand er mit einem Notizblock vor Martin Jochner.

„Was denn?"

Der Redakteur war ganz eingedunkelt von Tätigkeit, er strich und notierte unaufhörlich.

Sein Blick flog kaum über die Gestalt vor ihm weg.

Wie einen Setzer oder Boten hat er mich angeschaut, empfand Großmann. Er hatte Mühe, nicht sofort unhöflich zu werden.

„Außergewöhnliche Umstände liegen vor. Wenn ich vielleicht eine gedrängte Zusammenfassung, eine Art Tagesbericht für meine persönlichen Zwecke . . ."

Jochner sagte etwas Unvernehmbares und schrieb weiter.

Großmann wurde lauter: „Ich meine doch, daß es in diesem Falle die Rücksicht verlangt . . ."

Er nahm eine krampfhafte Haltung ein und wartete.

Jochner sah wieder kurz auf:

„Ich habe jetzt keine Zeit."

Es war eine unverständliche ferne Stimme.

„Das muß ich beinahe als eine bewußte Unfreundlichkeit betrachten."

Aber der Redakteur schien ihn nicht verstanden zu haben.

Er reichte dem erstaunten Verlagsdirektor über den Schreibtisch weg die Hand. So mußte Großmann wieder abziehen.

Auf der Treppe frug er sich, ob ihn Jochner überhaupt erkannt habe. In der Setzerei gab er den Auftrag, ihm sofort einen Abzug der druckfertigen Seiten vorzulegen. Dann konnte er sich noch zur rechten Zeit gefällig zeigen.

Martin Jochner hatte wirklich wenig von ihm bemerkt.

Er lief ab. Eine unbeirrbare rotierende Denkmaschine.

Er hatte erwogen, was zu tun war, um Fountain, Bossoir, dem Balkanverein und dem Sprecher des russischen Tatenbundes jede obrigkeitliche Bedeutung zu nehmen. Mochten Nichtwisser durch dieses Gerede mit Sorgen aufgepumpt werden, er ließ diese gewissenlosen Schreier in der „Metropol-Zeitung" zusammenschrumpfen. Sie brauchten nur mit der Verkleinerungslinse betrachtet zu werden.

Es war Martin sofort gegenwärtig, daß Fountain ein Abenteurer aus Rußland war, der in Amerika seinen Namen gewechselt hatte.

Er war ihm auch einmal gegenüber gestanden.

In San Franzisko, wo Fountain in eine Schmutzgeschichte verwickelt war, hatte er die Hilfe des Konsulats in Anspruch nehmen wollen.

Einige Jahre später hielt sich Jochner gerade in Nizza auf, als dort mit Geräusch ein Schwindelunternehmen unter dem Namen „Französisch-englische Verkehrsgesellschaft" verkrachte, das von der Spielsaalgesellschaft in Monte Carlo mit Geld unterstützt und von demselben Fountain als Generalsekretär betrieben worden war. Fountain gab damals an der Riviera eine „Revue Franco-Anglaise" heraus, ein Reklameblatt für Monte Carlo, das am Kopf über Fontains ovaler Photographie in Buntdruck das mit der Trikolore gekreuzte englische Banner zeigte und von Mentone bis Cannes auf allen Promenaden unentgeltlich verteilt wurde.

Zwischen Pferde- und Automobilbildern standen plumpe Skandalgeschichten von Fürstenhöfen, kleine Hetzartikel gegen ausländische Luftfahrer, Spionage- und Bestechungserzählungen mit groben chauvinistischen Pointen. Ein Roman lief durch die Nummern: „Les Héros de la frontière" und spielte im Elsaß. In besonderer Erinnerung war Jochner ein kleiner Artikel „Les beautés de l'allemand", in dem kindisch erfundene lange deutsche Worte lächerlich gemacht wurden. Mehr als ein halbes Jahr war seitdem vergangen.

Zur Abkühlung aller, die den Artikelschreiber der Pariser Ausgabe der „World" ernst genommen hatten, streute er Bemerkungen über den Verfasser zwischen die Zeilen. Wider Willen kam ihm wiederholt das

Bildnis von der „Revue Franco-Anglaise“ vor die Augen, Fountains frisierter Artistenkopf und das Original, wie er es gelb und mager in seinem heißen Arbeitszimmer zu Frisko gesehen hatte.

Von Bossoir schrieb er, daß er sich darum so patriotisch gebärde, weil er als ehemaliger Antimilitarist in Sorge geraten war, er könnte bei der nächsten Kabinettsbildung nicht zum Minister gewählt werden.

Von Kling, dem Präsidenten des russischen Tatenbundes, wußte er zu sagen, daß dieser Agitator der Schwiegersohn eines Konservenfabrikanten und Armeelieferanten war, der seit Monaten allen kriegswütigen Parteien mit Tausenden unter die Arme griff.

Den Pariser Balkanverein erledigte der einfache Zusatz, daß er, was der Wahrheit entsprach, aus einem Kaffeehaustisch von etwa zwanzig slavischen und stammverwandten Studenten bestand, der in keiner Weise die Gesinnung der Balkanvölker vertreten konnte.

Jochner war endgültig im Schwung. Er zog die Erregung aus den Übertreibungen heraus, er schraubte den Ton der Berichterstatter, die alle wie Fieberkranke telegraphiert hatten, herab und schob an die Spitze der ersten Seite eine neue Mitteilung der ministeriellen Telegraphenagentur, wonach eine beteiligte Großmacht aus dem „Balkan-Konflikt“ — dies nämlich war die Überschrift, die in der Zeitung mehrmals im Tag an der ersten Stelle erschien — eine Konferenz machen wollte.

Eiligst stopfte Jochner die zusammengeklebten Papierstreifen in den Liftschacht und drückte auf einen Hebel. Die leichte Fracht schnellte in die Tiefe.

Im Keller hatten die Setzer an den Maschinen seit einer halben Stunde gewartet. Kommandos ertönten. Türen flogen, fünfzig Hände griffen nach den beschriebenen und bedruckten Streifen. Die Scheren zerteilten die Manuskripte auf die zwanzig Setzmaschinen. Die Tasten klapperten unter dünnen Klingelzeichen die Buchstabenreihen herunter. Der Keller war wie ein Webstuhl von tausend Gliedern.

Noch während der erste Setzer seine Rechnung über den Umfang der Zeitung anstellte, ging der Redakteur der Lichtreklame zu allen Maschinen, Pulten und Tischen. Er schrieb den Text für ein halbes Hundert Lichtworte auf.

Es dauerte nicht lange, da flammte die Nachricht von der geplanten Konferenz und ein Urteil über die Störenfriede an sechs Stellen der Weltstadt auf.

Am Zentralbahnhof, dem großen Menschenbrunnen, wo zwischen acht und neun Uhr alle Hahnen aufgedreht waren, bildeten sich im Passantenfluß richtige Stromschnellen. An der Steinbrücke stockte, als das Licht erst dreimal durch die Lampenbuchstaben gerollt war, selbst der unabsehbare Zug der Wagen und Straßenbahnen. Viele Insassen von Automobilen und Kutschen ließen halten, um alles abzulesen. Man trank die Hoffnung auf eine friedliche Lösung wie ein Labsal

ein, man stattete sich für den Rest der Nacht mit frischen Pulsschlägen aus.

Die Kunde wallte durch die Straßen, stieg in die Häuser, drang in die Sorgengemächer der reichen Leute und in die Elendskammern der Arbeitslosen.

Laut und hell schmetterten die Gespräche auf den Straßen, die Reden in den Zügen der unterirdischen Straßenbahn.

Der Verkäufer eines Abendblattes, der in einem Tramwagen noch eine Zeitung mit dem Leitartikel „Krieg vor der Tür" feilbot, wurde ausgelacht und vom Trittbrett herunterbefördert.

Viele Hunderte, die auf dem Wege nach ihrer Wohnung waren, entschlossen sich, den Abend in vergnügter Gesellschaft zu verbringen. Die Gasthäuser, die Tanzlokale, die Cafés, die Kinematographentheater, die Tingeltangel waren früher als sonst gefüllt. Sie sahen einem glänzenden Geschäft entgegen.

in der Warenhalle stammte die Frau, dort hatte sie der Mann hervorgeholt und geheiratet. Im Hause war aufgefallen, daß man ihr nicht mehr begegnete, die Nachbarn hatten sie für krank gehalten. Sie war aber nicht krank, sie war, wie der Reporter es nannte, „das Opfer eines verbrecherischen Eifersüchtigen" geworden, ihres Gatten. Er hatte ihr zuerst das einzige Schneiderkleid, dann alle Röcke und Blusen verbrannt, damit sie nicht mehr unter die Leute gehen könnte. Schließlich sperrte er sie wie eine Gefangene ein, und als sie damit drohte, zum Fenster hinauszuschreien, band er sie in der Mittagsstunde am Bett fest, mit Stücken von einem zerschnittenen Waschseil. Und dabei ging er wie sonst seinem Beruf nach, „ein Beweis, daß er zurechnungsfähig ist". (Hier hatte Martin gestockt. Das war albern.) Von der Polizei herbeigeholt, stürzte der Türsteher seiner Frau zu Füßen, spielte (wie der Reporter meinte, um sich vor der Strafe zu sichern) einen Verzweifelten, und beschwor sein Weib, ihm nie mehr Anlaß zu einem Verdacht zu geben.

Der Bericht schloß: Für die Tat habe eine greifbare Ursache nicht vorgelegen. Bei den Hausleuten sei die Frau um ihrer Freigebigkeit willen beliebt gewesen. Sie hätten einstimmig erklärt, daß zwischen ihr und einem Konzertsänger, um dessen sie vor den Polizisten aufs neue von ihrem wütenden Gatten angeklagt wurde, keinerlei Beziehungen bestünden. Der sei ein entfernter Verwandter der Frau und immer mit ihrer

alten Mutter zu Besuch erschienen, bis der Mann beiden das Haus verboten habe. —

So ungefähr hatte es gelautet.

Martin hatte zuerst hin und her gewoben; zwischen jenem Hinterhaus und einer Villa, die in der Waldvorstadt in den Fichten stand; zwischen der Verkäuferin, die eines Türstehers Frau geworden, und der hinterlistigen Freundin; zwischen zwei zwielichtigen Männern und zwei Müttern. Er hatte verglichen und wieder verglichen. Dann strich er zuerst die Überschrift, die ein dickfelliger Bursche in der Redaktion erdacht haben mochte, strich einige „Unmenschen" und „Schreckensgatten", mit denen der richtende Reporter — nur, um den Ausdruck zu wechseln — den Mann bedacht hatte, und setzte an die Stellen, wo er Lücken gerissen hatte, andere Worte — einen entgegengesetzten Sinn — als Schluß eine Bemerkung, die ein persönliches Bekenntnis geworden sein mochte.

Er wußte nicht mehr, was er geschrieben hatte. Vielleicht war es eine ungeheuerliche Entladung gewesen.

Geistig lebhaften Menschen ist eine außerordentliche Gestaltungskraft in der Selbstlüge eigen.

Jochner hielt sich jetzt für einen Knecht und für einen Herrn der Willkür zugleich.

In einer merkwürdigen Gelassenheit rastete er in diesem Trost aus.

Er fand, daß er sich mit dieser Tat eine Richtung gegeben habe. Den Folgen sah er mit der reulosen Neugierde eines Kindes zu, das auf einer Berghöhe einen Stein gelöst hat, der in unberechenbaren Sprüngen in die Tiefe saust und zerstörend aufschlagen muß.

Unter seinem Wagen bebte der Boden. Hohl gewitternd klangen über ihm die Stadtbahnstege mit den donnernden Zügen. Plätze, klirrende Nachtwälder zogen vorbei. Schatten und trübe Lichter wechselten hin.

Der Chauffeur fuhr einen Parkrand entlang, und bog suchend in eine Straße mit Linden hinein. Vor einem kleineren Haus mit einem schmalen Vorgarten hielt er an.

„Gute Besserung, mein Herr!"

Der Wagenführer strich das Geld ein und sah Jochner nach. Dieser Fahrgast war weder krank noch trunken. Er ging mit so gesunden Schritten auf die Pforte zu und schloß sie mit einer Schnelligkeit auf, wie sie angeheiterten Menschen nicht eigen war.

Im Vorplatz der Wohnung trat Jochner der Diener entgegen.

Ein Brief sei da.

Martin sah Dores groß hingezeichnete Handschrift. Er riß den Umschlag auf, ging ins Zimmer und ließ die Tür offen.

Klöpfer, der Diener, wartete noch auf einen Auftrag. Aber Jochner fragte nichts, und trug auch nichts auf. In der Gewißheit, daß er doch bald gerufen

würde, zog er sich mit einer geübten Lautlosigkeit zurück.

Von diesem Diener wurde Martin Jochner mit einer mystischen Verehrung umgeben. Sie schrieb sich nicht nur davon her, daß er von seinem Herrn gleich nach einer kleinen eben verbüßten Gefängnisstrafe in Dienst genommen worden war, einer Strafe für eine dunkle, aber nicht ganz nachgewiesene Verfehlung, an der sich andere gestoßen hatten. Über diesen Fall hatte sich Jochner dereinst mit einer so wegwerfenden Handbewegung hinweggesetzt, wie sie Klöpfer von keinem Menschen erwartet hätte. Sie blieb ihm für immer in Erinnerung, als etwas Edles, Magisches. Auch anderes hielt den Diener fest, besonders Martin Jochners im bürgerlichen Sinne gesetzlosen Lebensgewohnheiten, die er freigebig und unabhängig änderte.

Jochner war von heute auf morgen imstande, den kleinen Haushalt durcheinander zu bringen. Er hatte plötzlich ein Bild, eine Tapete, ein Möbelstück, eine Speise satt, er erschien mit einem Einfall, mit einer Erfindung, einer Beobachtung. Alles mußte immer sofort durchgeführt werden.

Kein Zimmer blieb mehr als einige Wochen im Frieden. „Wie in einem interessanten Laboratorium", dachte Klöpfer, der in Büchern las, mit unausgelebten Ehrgeizen gefüllt war, und in diesem Zusammenleben die Möglichkeit sah, seinen Dienerberuf gewissermaßen vergeistigt auszuüben.

Es lohnte sich auch, Jochner war zu Hause für alles aufmerksam, ja selbst dankbar. Er schien zu wissen, wie schwer es war, ihn zu erraten. Das konnte Klöpfer, weil er seinen Herrn studierte. Einige dürftige Worte genügten, und alle Wünsche Martins wurden erfüllt. Im übrigen war Klöpfer ganz Form, und er schraubte seinen Herrn gegen das übrige Haus, gegen Gäste und Störenfriede ab.

Das Recht, Jochners unbewachtes Gesicht zu sehen, hatte er allein. Aber seit einiger Zeit flößte ihm dieses Gesicht Sorge ein. Es war, wenn er unbemerkt hinsah, wie auseinandergefallen und auch traurig. Ernst war es ja immer gewesen. Und noch etwas gab ihm zu denken: In den letzten Wochen stand Jochner mitten in der Nacht wiederholt vom Lager auf und ging aus, in den Park hinüber. Erst gegen Morgen kehrte der Herr zurück.

Für die Wohnung war er gleichgültig geworden. Er sah sich nicht mehr um. Den Morgen verbrachte er rätselhaft untätig. Er war oft wie erstarrt, stand unbekleidet herum, und lag lange im Bad, als hätte er vergessen, wo er wäre.

An diesem Nachmittag war Klöpfer zufällig in einem Kinematographentheater gewesen. Es gab Bilder vom Tage. Bei der Einweihungsfeier für eine Ausstellung schritt plötzlich Jochner über die Aufnahme, ganz im Vordergrunde, mit seinem geordneten Ausdruck, ja sogar heiterer und lebendig im Gespräch mit einer Ko-

lonne von Fräcken. Er ist also nur daheim so eigentümlich," folgerte Klöpfer. Und es gab ihm eine kleine Beruhigung.

Um so betretener war er, als er auf ein Klingelzeichen im Zimmer erschien, und Jochner reglos an seinem Schreibtisch sah.

Er schien nicht zu wissen, daß er gerade geläutet hatte. Sein Kopf war auf den Tisch gefallen. Die Stirne lag auf einem Brief, die Augen waren geschlossen.

Als Martin den Diener hörte, fuhr er zusammen.

Er sei so müde.

Nachträglich sagte er, daß er noch auf eine Gesellschaft müsse.

Klöpfer ging an die Schränke.

Jochner riß den Brief in kleine Fetzen und streute sie auf den Boden.

Er hatte nur drei Sätze enthalten, und war ohne Anrede: „Wie ich weiß, bist Du heute abend nach Werdsee geladen. Ich werde um neun Uhr dort sein. Du kommst doch auch?" Unterschrieben war er mit einem D.

Jochner sah auf die Uhr. Es war zehn vorbei.

Langsam und zerstreut kleidete er sich um.

In den Gewölben der nordischen Pressekompagnie ıren die Rotationsmaschinen angelaufen. Ein sanf-

ter Wind verbreitete sich, es begann nach dem warmen Leder der Treibriemen zu riechen.

Die Maschinen haspelten die Papierrollen, die doch so schwer wie Steinwalzen waren, wie geschmeidige Tuchballen ab. Sie sprühten wäßrigen Dampf darauf, um das Papier druckweich zu machen, und zogen es durch die blanken, frischgegossenen Röhren, auf denen das metallene Reliefbild des Drucksatzes stand. Eine Batterie von gewaltigen polierten Geschützen, so waren die Rotationsmaschinen in Gruppen von drei Stücken hintereinander in den Boden gemauert. Nicht weniger als dreißig Maschinen waren es.

Eine Größe und Gewalt war hier wie nirgends im Hause.

Wenn die Maschinen gingen, bebte der Boden wie das Deck eines überseeischen Dampfers.

Nebendran in der Gießerei waren zwanzig Schmelzkessel Tag und Nacht in Glut. Sie kochten das Weißmetall, eine quecksilbrig saubere Flüssigkeit.

Die aufregendsten Meldungen, die harmlosesten Plaudereien, Telegraphiertes und Geschriebenes, Text und Anzeigen, alles wurde durch Schmelzmetall zu Röhren verarbeitet.

Für die Maschinen gab es nur mit Farbstoff bedeckte Röhren.

Die Maschinen schwärzten das Papier und kümmerten sich sonst um nichts.

Die Regel war, daß sie in einer Stunde einige

hunderttausend zusammengelegte Exemplare erzeugten. In zehn Minuten spulten sie eine Papiermenge ab, die nach der unübertriebenen Behauptung der „Metropol-Zeitung" hingereicht hätte, um die Bannmeile der Weltstadt zu umkreisen.

Aber einmal mußten die Maschinen halten, weil ein sehr bejahrter europäischer Potentat, der mit schon entflohenem Atem auf seinem Lager geruht hatte, wider Erwarten sein Herz ticken ließ. Der große Nekrolog, mit dem er auf der ersten Textseite bedacht worden war, mußte entfernt werden.

Noch lebhafter entsann man sich im Maschinensaal eines hutlosen Herrn im Pelz, der schweißtriefend und erschöpft in der Halle erschienen war. Es war ein internationaler Spekulant, der Schiffahrtsstraßen, Eisenbahnen, Städte und Bergwerke verwürfelt hatte. Große Kreditbanken und Millionen von Sparpfennigen waren durch ihn in Gefahr. Unvermutet war eine Notbrücke geschlagen worden. Durch die Nachtausgabe wollte er die Kunde verbreiten lassen, in derselben Nummer, die seinen endgültigen Zusammenbruch anzeigen sollte. „So viel!", rief er verzweifelt, denn Berge von Zeitungen lagen fertig. Dann wollte er sich selbst auf die Hebel stürzen, um die Walzen zum Stillstand zu bringen. Die Männer in den blauen Blusen rissen ihn weg, das Haus lief zusammen, man benachrichtigte Herrn von Grauße. Der Auftritt hatte gewirkt, dem Unternehmer wurde willfahren.

In jener Nacht — es war Winter — mußten die Bataillone der Verkäufer lange im Schnee warten. Der Troß der Elektromobile, der mit den ersten Auflagen nach den Bahnhöfen und Eilzügen ausgeschwirrt war, wurde zurückgerufen. Die „Metropol-Zeitung" war eine Stunde später als sonst auf den Straßen zu haben, die unverwendeten Blätter, die andern Tags an die Papierfabrik vor der Stadt abgeliefert wurden, füllten einen Eisenbahnzug, und manche Familie hätte von dem Gelde leben können, das die Kompagnie ihren Angestellten für die Überstunden auszahlen mußte.

Trotzdem lehnte sie jede Entschädigung durch den Spekulanten ab.

Als der Verlagsdirektor Großmann — kurz vor zehn Uhr — mit einer Staatsmiene das Gewölbe der Druckerei betrat, hatte der Obermaschinist, wie alltäglich, soeben die erste Zeitung auseinandergefaltet. Er machte sich daran, sie auf dem Geländer seines Hochstandes sitzend, wo er gleichzeitig das Geschiebe der saftschwarzen Farbenstangen überwachen konnte, zu überlesen. Tief unter ihm klatschten schon Häufchen um Häufchen frischer Zeitungen in die Körbe.

Auf den entschiedenen Handwink Großmanns kletterte er herab und empfing den glasklaren Befehl: „Alle Maschinen stoppen! Die dritte Seite muß geändert werden"

Es war eine Überraschung. Aber der Maschinist suchte sie rasch zu begreifen. Mit einem lauten „Hal-

loh!" zu den Nachbarmaschinen hinüber fuhren seine graueisernen Nägel sofort nach einem kleinen Metallknopf. Er zog an. Die große Maschine hielt zögernd ein. In der Nähe wie am äußersten Ende des Saales erstarrten die Räder. Der Ruf hatte sich fortgepflanzt und fiel als eine Lähmung auf alle Motoren und Druckwalzen. Keine Zeitungen klatschten mehr in die Körbe, jede Bewegung hörte auf.

Es wurde plötzlich heiß und windlos in den Gewölben.

Verdrießlich schlugen die Männer die Röhren, auf denen der Text der dritten Seite saß, von ihrem Lager, um Platz zu schaffen für neue Stücke aus der Gießerei. Was war denn los? Unsichere Behauptungen gingen um. Einer sagte: „Es wird der Krieg sein."

Großmann ließ sich nicht ein. Er war bestrebt, sich würdig zu benehmen. Er begab sich, ohne eine andere als eine sachliche Ergriffenheit zu zeigen, vom Maschinensaal nach der Formgießerei. Dort nahm er einen Lehrjungen mit, der den schweren Metallrahmen mit dem Schriftsatz der dritten Seite hinter ihm hertragen mußte. So tauchte er, auf Betontreppen, die er niemals stieg, im obersten Stockwerk bei den Setzern auf, die schon mit abgebundenen Schürzen an den Waschschüsseln waren.

Der erste Setzer entfernte auf sein Geheiß am Schluß er Spalte, in welcher der Text in die Anzeigen

überlief, einige Zeilen. Ob er etwas dafür einschieben müsse? — Nicht! Dann würde die nächste Anzeige mehr Weiß haben. — Darauf käme es in diesem Falle nicht an.

Alle Arbeiter sahen und hörten zu. Der Setzer nahm kleine massive Metallstreifen und rückte mit seinem Haken hin und her. Es war geschehen.

Die veränderte Form wurde den Gießern eingehändigt und dreißigmal stereotypiert. Nach einer Viertelstunde liefen alle Maschinen wieder an. Der Nachtausgabe war nichts mehr im Wege. Großmann atmete auf.

Es war keine Zeit zu verlieren gewesen. Die unerhörte, herausfordernde Schlußwendung, die diesem unerquicklichen Skandalbericht im lokalen Teil beigefügt war, mußte beseitigt werden. Sie hätte der „Metropol-Zeitung", wie er schätzte, an tausend Abonnementsaufkündigungen gebracht, von rechtmäßig beleidigten Leserinnen. Es war gut, daß er gerade an diesem Abend den Inhalt überprüft hatte. Die Verantwortung für die Unkosten und den Eingriff in die Aufgaben der Redaktion konnte er getrost auf sich nehmen. Die Unkosten waren im übrigen klein. Und wegen der Redaktion wäre er ohnedies in dieser Angelegenheit vorstellig geworden. Etwas Unbegreifliches lag vor, wohl ein technisches Versehen. Da klappte etwas nicht.

In diesem Augenblicke griff er auch schon mit einer Miene, die wie ein Gericht war, zum Sprachrohr

und forderte das Material über die Nachtausgabe zu sich.

Er suchte lange und fand schließlich, was er entdecken wollte.

Also Doktor Martin Jochner selbst!

Seine Verblüffung war so groß, daß er minutenlang wie mit ausgeronnenem Schädel saß.

Als grimmiger Zweckmensch hatte er die Überzeugung, einige Menschenwissenschaft zu besitzen, ein Bewußtsein, das unerschüttert geblieben war. Wenn ihm schon die zarteren Gefühlsprovinzen verschlossen waren, so reichte doch sein Bestand an Urteilskraft aus, um sich für alles eine Erklärung zu geben.

Aber jetzt war er in Angst, Ratlosigkeit und Unbehagen zugleich, und wußte noch nicht, ob er einfach entrüstet sein solle. Er war förmlich ausverkauft, er mußte sich aussprechen.

Von den vierzig Doppelpulten im „Speisesaal", wie das langgestreckte Gelaß der Abteilungs-Redakteure genannt wurde, waren nur wenige beleuchtet. Der Raum war mit kalten Tabakwolken erfüllt. Großmann stieß an raschelndes weggeworfenes Papier. Auf den Tischen lag hingeschleudertes Schreibzeug; Abreißblöcke, Klebtöpfe, Bücher in chaotischen Haufen. Wie das Eßgerät in Bahnhofwirtschaften, wo die Passagiere im Stehen speisen und fortstürzen, ohne sich um die hinterlassene Verwüstung zu kümmern. Jeder einzelne Pultarbeiter mußte mit der Hast eines Reisenden geschafft haben,

der von einem Zug in den andern umsteigt. Im „Speisesaal" ging es nach einem Fahrplan, immer mit der Sorge um Verspätung, und in der Unrast von ankommendem und abgeholtem Papier, Briefen, Telegrammen und Druckstreifen. War es spät, so glich der Saal einem ausgelaufenen Flußbett, das eine Überschwemmung erlebt hat. Selbst an den Wänden war etwas von der ewigen Unruhe. Sie waren jeden Tag anders tapeziert, wie es der Augenblick verlangte; bald mit scheckigen Karten und Tabellen, bald mit Merkzetteln und ausgeschnittenen Bildern aus der illustrierten Beilage.

Großmann bemerkte inmitten dieser stehenden Unordnung in der einen Hälfte des Saales zwei über ein Pult geneigte Köpfe. „Ein anderer als der Theaterkritiker Still wäre mir jetzt lieber." Aber Still gegenüber saß ja auch noch einer von den Handelsredakteuren. „Wie hieß er doch? — Richtig, Borsten!" Auf der andern Seite war jemand mit einer Schreibmaschine beschäftigt. Wer, konnte er nicht erkennen. Er schwenkte zu Still und Borsten. Es waren immerhin zwei.

Als er sich näherte, sah er in einer kleinen Vase neben der Stehlampe auf Stills Pult zwei rote Nelken, und dumpf empfand er, daß in dieser Vorliebe für Blumen etwas Unschickliches, ihm Entgegengesetztes war.

Aber er grüßte zeremoniell und sanft.

Dann begann er mit seiner Sache, legte advokatisch das Material auf den Tisch und stand mit verschränkten Armen.

„Was halten Sie?“

Emmerich Still mußte sich fassen. Auf seinem mageren Knochengesicht blinkte es. Er las: „Die Leiden eines Eifersüchtigen“ und nahm gierig die Sätze auf. Der Handelsredakteur war aufgefahren und beugte sich dem Kollegen über die Schulter.

Großmann klopfte mit dem Zeigefinger ein erregtes Stakkato auf den Schlußabsatz.

„Hier! Hier! — Lesen Sie nur laut!“

Und Still las, jedes Wort betonend, vor:

„Der arme Eifersüchtige hat getan, was Liebesnot und Verzweiflung einem hilflosen Mann eingeben. Das Mitgefühl ist bei ihm und nicht bei der Frau, die immer eine Verbrecherin ist, wenn ein Liebender unter Zweifeln zusammenbricht. Wer diesen Mann verurteilt weiß nichts von Frauen.“

Großmann brach heftig los.

„Ist das nicht stark?“

Still hielt ein und schwieg. Der Handelsredakteur stieß einen langdehnten leisen Pfiff aus.

Großmann war fast empört.

„Und? Und?“

Statt jeder Antwort fragte Still: „Wo ist das Manuskript?“

Großmann reichte es mit gereizter Höflichkeit.

Still betrachtete den bedruckten Streifen und Jochners Änderungen. Auf dem untern Rand stand das Nachwort, wie hingeweht, in einer flattrigen Schrift.

Er richtete sich auf und sah Großmann inständig an.

„Glauben Sie nicht — daß das — ich möchte sagen — unabsichtlich entstanden ist? — Es war vielleicht gar nicht Doktor Jochners Meinung, daß es gedruckt werden sollte. Vermutlich eine persönliche Anmerkung, die versehentlich zum Satz gegangen ist — wie ich glaube. Außerdem ist etwas Wahres dran. — Und Jochner soll sehr überarbeitet sein ..."

„Über diesen Punkt habe ich nach gewissen Erfahrungen dieses Abends allerdings Ihre Meinung. Was ihre Auslegung anbetrifft, so erscheint sie mir freilich eigenartig. Ich danke."

Großmanns Langmut war erschöpft.

In der Haltung eines unbeeinflußten Mannes begab er sich, um den beiden zu zeigen, daß sein Besuch nicht ihnen allein gegolten habe, in die andere Ecke des Saales, wo das langsame Klappern der Schreibmaschine sofort aufhörte.

Der Verwalter der Rubrik für Rechtsfälle und Verbrechen, ein dicker, etwas schäbig gekleideter Herr, verbeugte sich. Er war es gewesen, der jenem Polizeibericht den Titel und weiter nichts dazugegeben hatte. Großmann und er fanden sich rasch. Der Verlagsdirektor faßte ihn beim Rockknopf, und der Andere machte keine Einwände. Sie gingen gemeinsam und rauchend hinaus. Unter der Türe fiel das Wort: „Und ausgerechnet heute!"

Der Handelsredakteur wandte sich an Still: „Aber

nun ſagen Sie um Gottes willen!" Er gefiel ſich in wichtigtueriſchen Vermutungen, verſtieg ſich aber ſchließlich — er war wieder bei der Eiferſucht des Türſtehers angelangt — zu einer kleinen Zote, ſo daß ihn Still allein ließ.

Auf der Straße beſchloß er Martin Jochner am nächſten Tage unbedingt aufzuſuchen. Mochte der ſich noch ſo weigern, ſich ihm zu eröffnen: Man mußte ihm zuſetzen. Und Still kannte ihn. Er wußte in Martin Jochner eine Kraft, die ihn retten würde. Die Sache in der Zeitung war nur eine Entgleiſung — weil er von anderen Finſterniſſen umſchlungen war. Martin war ſchon einmal hinüber gekommen. Er hatte es ſelber mit ihm durchlebt. Wie eine Wiederkehr war es heute, es war ihm, als ſei alles ſchon einmal geweſen.

Von einem matten Schein des Erinnerns geſtreift, tauchten Augenblicke aus gärenden Tagen vor Emmerich Still auf, wie angeleuchtete Fenſter von einem dunklen und vergeſſenen Haus ...

Drittes Kapitel

An einem Maitag stieg Martin Jochner mit Emmerich Still die Stufen von der bekränzten Pforte des Gymnasiums herunter. Nach dem vielstündigen Examen in dem schattigen Saal strich er sich, geblendet von der Sonne, müde über die Stirne. Er schien unfähig, etwas anderes zu denken, als daß er ein Stück Leben durchlaufen habe, das sich in dem, was ihm zu vollbringen noch übrig blieb, sehr klein ausnehmen würde.

Emmerich Still, der Freund, war sehr laut. Er warf die abgegriffenen Bücher von sich, in die schlafenden Winkel der Stadtgassen, hinauf in die Blätter der Baumkronen und in das Becken des Marienbrunnens. Zu Martin sagte er übermütig: „Es soll keiner mehr damit geplagt werden."

In einer zwiespältigen Wallung schaute Jochner auf die enge Stadt. Nach der Kindheit auf dem Lande hatte ihn diese Stätte aufgenommen. Es war der ehemalige Sitz eines Duodezfürsten, wo man immer noch zweistöckig baute und auf die Häuser vergessene Satteldächer setzte. In einem Anbau der „Burg", des Fürstenschlosses, war die Schule, ein von jedem Fortschritt ver-

schontes, altertümliches Schlagwerk. Eine Uhr war diese Schule, eine Uhr mit ausgelaufenen, treuen Rädern, wie die ganze Stadt, von der Still behauptete, sie sei so pünktlich, daß der Wind jeden Tag zur selben Minute die Messingbecken vor den Friseurläden zum Klirren brächte.

In einer uneleganten Feierlichkeit schritt Martin, den Zylinder in der Hand, mit pendelnden Frackschößen dahin.

Noch einmal lebte er durch, wie sich der alte Rektor an der Spitze des grünen Tuchtisches erhob und ihm mitteilte, daß er die Reifeprüfung mit Auszeichnung bestanden habe. Die Professoren murmelten freundlich durcheinander und wünschten ihm Glück. Er spürte, daß man ihm von allen Seiten die Hand schüttelte und starrte verlegen auf zwei alte Lithographien, die „Schule von Athen" und den „Burgbrand" von Raffael.

Er war auf dieses Wohlwollen nicht vorbereitet gewesen. Es widersprach seinem Gefühl, das ihn in den beiden letzten Schuljahren, als er schon ziemlich belesen war, von den übellaunigen Lehrern menschlich getrennt hatte. Es war zwar keiner gegen ihn so feindselig gewesen wie gegen Still, der um seines lächelnden Mundes willen und auch wegen seiner berüchtigten Nachahmungsgabe von zwei, drei Fachlehrern bis in die oberste Klasse hinauf gehaßt und beim Unterricht verfolgt wurde.

Davor hatte sich Martin bewahrt. Und wenn Still blaß und aufgeregt jeden Morgen in der Verfassung

eines Faustkämpfers in das Schulzimmer stürmte, „im Voraus gegen jede Gemeinheit gepanzert", so suchte Martin eher das undurchdringliche Gesicht eines angehenden Weltmannes aufzusetzen. So war er weniger angreifbar. Und er sparte sich für spätere wichtigere Reibungen auf.

Der unerwartete Achtungsbeweis der Lehrer brachte ihn fast um die erwünschte Frucht eines kühlen Abschieds, die Entschädigung, die er sich ausgemalt hatte für die vielen Plackereien und Nöte der Schuljahre.

Er hatte sie nur scheinbar gelassen erduldet, sie hatten ihn bis in seine Träume hinein gequält. Er war reizbar und unruhig und mit hochgespannten Nerven auf der Schulbank gesessen. Es kam dazu, daß er beim Ausgefragtwerden manchmal gute Gedanken für sich behielt, nur um nicht die Garnhaspel des Unterrichtes zu unterbrechen.

Er hatte bemerkt, daß seine Einfälle schon hier und da wie eine Störung gewirkt hatten.

„Das Schulsitzen strengt mich an," seufzte er beiläufig in Anwesenheit der Mutter.

„Aber du lernst doch leicht!" antwortete die Mutter aus dem Schatten des Zimmers, in dem sie still und blaß auf dem Stuhl lag.

Martin blätterte ablenkend in einem Buch und sagte: „Es fällt mir nur so schwer — immer so zu sein, wie es den Lehrern am angenehmsten ist — und ich muß mich — manchmal verstellen."

Er ging hinaus, die Frau im Stuhl ſtand auf und ſah ihn mit ſchwerem Kopf durch den Garten ſchreiten.

Still wußte von dieſen Anwandlungen ſo gut wie nichts.

Er hielt Jochner für geſchickt und für glücklich, und war ſelbſt der Meinung, daß er an dem frühen Verluſt des Vaters und an der zunehmenden Krankheit der Mutter nicht hart trug.

Als Jochner aus dem Examen nach Hauſe kam, ſaß die bleiche Frau erwartend und aufrecht in ihrem Stuhl. Die Fenſterladen waren wegen ihrer empfindlichen Augen geſchloſſen, auf dem Tiſch brannte eine Kerze. Nach der Heiterkeit im Freien umfing Martin die träge Luft des Krankenzimmers.

Die Mutter reichte ihm die ſchon kalte Hand, in ihrem mattglänzenden Blick ſchimmerte eine Nacht. Er drückte ihr die Finger und wollte reden. Sie ließ es nicht zu, reichte ihm eine Brieftaſche, das Geld für die Reiſe, und lächelte.

„Du mußt hinaus ... Dein Leben fängt erſt an!"

Martin wollte entgegnen und holte umſtändlich aus. Er hätte viel darum gegeben, ſich mit der Mutter auszuſprechen. Es war ja ſonſt niemand da.

Er ſagte, ſie dürfe nicht denken, es ſei nun irgend etwas in ihm anders geworden. Die Frau im Stuhl wurde hitziger. Mit dem unwiderſprechlichen Eigenſinn einer Kranken gebot ſie ihm Schweigen. Die alte

Dienerin machte Martin über den Kopf der Kranken weg ein bittendes Zeichen: Er möge doch folgen.

So verließ er das einsame Zimmer und mußte sich zu den feiernden Kameraden gesellen, die mit Mützen und Bändern, glänzend und rot in ihrem Rausch, in den Straßen den ersten Schaum einer gedankenlosen Freiheit aufsteigen ließen.

Martin bewegte sich neben ihnen her, und war weit von ihnen entfernt.

Am Abend, auf dem Gartenfest der Abiturienten saß er, in sich gekehrt und unzufrieden mit dem nörgeligen Still am äußersten Ende der Tische. Ein Schüler hielt eine aufsatzhafte Dankrede, sprach vom Maitag, von jungen Bäumen und erfahrenen Gärtnern und verwickelte sich so in seine Vergleiche, daß er nicht mehr zu Ende kommen konnte. Er stockte und schaute ängstlich um sich. Die ermatteten Festfeierer hatten nicht Geistesgegenwart genug, um zu helfen. Aber eine Papierlaterne brannte in diesem Augenblick auf dem Wipfel einer Linde an.

Sie löste sich ab, sie schwebte, ein lodernder Fallschirm, von Zweig zu Zweig, bis sie verlöschend in die Mitte der hufeisenförmigen Tafel fiel.

Da sprang Jochner auf. Er war wie ein plötzlicher Sturmwind. Er rief auf. Seine rechte Hand fuhr blitzend in die Höhe.

Er zeigte das verkohlte Papier, das elend und

ſchwarz um die abgebrannte Kerze lag. Er wollte ſich mit Gewalt Gehör erzwingen. Man winkte ihm ab, man unterbrach ihn. „Eine Taktloſigkeit!“ ſchrie ihm der Mathematikprofeſſor zu. „Bleiben Sie ſitzen!“

Aber Martin Jochner führte die Zuhörer mit ſich weg. Dunkel begeiſtert begann er von den Flammen zu reden, die nach oben ſchlagen wollen und dann erbärmlich zuſammenfallen. Viele Kameraden wandten ſich ihm mit entfachten Augen zu.

Einer, den man für einen armſeligen Auswendiglerner gehalten hatte, einer der ſchäbigſten in der Klaſſe, der immer für ſich allein getrottet war, brüllte „Bravo“ und ſchlug auf den Tiſch.

Ein ſpitzer und blaſſer Menſch, von dem man wußte, daß er Pfarrer werden ſollte, blies die Gegner, die hauptſächlich um das Tafelpräſidium gruppiert waren, fauchend nieder.

Andere ſtellten ſich verteidigend, die Fäuſte in der Taſche, um Martin herum, eine hypnotiſierte Leibwache.

Glut tobte, Licht floß darin und funkte über alle, alle an den Tiſchen hin.

Martin ſprach Hartes aus, aber nicht hackend und nicht ſchadenfroh.

Er redete von der Schulzeit, einem langen Steinweg, den jeder allzufrüh antreten müſſe.

„Es iſt die erſte Berührung mit dem, was Qual ſchafft. Man tut ſo, als wenn ſich die Welt in kleine Lehrſätze einfangen ließe. Man macht uns weiß: Alles iſt

klar und erlernbar, und wir können uns getrost darnach richten. Ein Haus mit Säulen aus Federhaltern und papiernen Wänden stellt man uns auf. Und keiner ist Schuld daran, wenn es nicht fester ist."

Hier knickte auch die Korona der Lehrer versöhnlich zusammen und gab sich hin. Sie ließen Henkelkrüge, Bratenteller und Eßbesteck, an das sie zur Abwehr die Hände gelegt hatten, und drehten Brotkügelchen.

Der Abiturient und Redner überschwemmte alle mit Nachdenklichkeit und Gewissensfragen. Er floß aus und strömte in alle hinein. Keine Gegenwehr war möglich. Ein Hörsaal war der Garten geworden.

Worte flogen wie Raketen auf, blitzten auseinander, und rieselten auf gelichtete Häupter nieder.

Jochners Stimme stärkte sich, in immer größerer Wucht ging es fort.

„Warum es verschweigen? Ich klage nicht an und spreche nicht ab. Wir, die Freigelassenen, wollen in Freundschaft scheiden. Man hat uns nicht nähren können mit einer Speise, die keiner verschenken kann, mit der Universalweisheit. Sie ist noch nicht erfunden. Vielleicht hätte man uns sagen sollen, warum das nicht geht. Jenseits der Schule — müssen wir es alle erfahren."

Jochner machte eine kleine Pause.

Unter den Brillen zuckten die Augen, Köpfe legten sich schief: Er hat recht.

Totenstill lauschte der Garten. Die Musiker, die, ihre Trompeten und Tuben bei Fuß, auf das Zeichen zum

Tusch warteten, glotzten verwundert auf den jungen Menschen mit dem ernsten Gesicht. Am Tisch begegneten sich über den Gläsern die Blicke. Wo war man denn eigentlich? War das ein seltsames Fest!

Jochner redete in einer Hast, als ob er etwas vergessen könnte.

Von den Berufen sprach er, von Geldverdienern und Brotkorbjägern, von denen die leer seien, und von denen, „die mit einem geheimen Feuer gehen".

Hier erst hielt er ein.

Er hatte die Höhe erstiegen und sah sich erstaunt in der gewonnenen Runde um.

Und er fiel aus dem Pathos. Dumpf und schwach stieß er heraus:

„Ich trinke auf das Feuer in uns, ob es stickt oder brennt. Es lebe der göttliche Funke!"

Die Musik setzte zum Blasen an. Ein dreifacher Tusch dröhnte und ein rasselnder Präsentiermarsch rauschte ihm nach. Alle schwenkten Jochner die Gläser entgegen.

Selbst der Mathematikprofessor erhob sich. Er sagte musternd: „Philisophische Seifenblasen: Wir wollen sehen ... Aber ... hm!"

Und er stieß mit ihm an.

Auf dem Fest zeigte Jochner noch allen eine heraufgestimmte Laune. Er besprach viel mit den Kameraden, mit manchen so viel, wie er es in all den Jahren nicht getan hatte, er verabredete Kartengrüße und ließ sich

von den Lehrern auf die Schultern klopfen. Auf dem Heimweg wurde er wieder mürrisch.

Tags darauf verreisten sie.

So oft Still die Rede auf das Gartenfest brachte, lenkte Jochner ab. Es schien, als ob er sich selber in Abrede stellen wollte. Früher hatte er keine Freude an Herumschweifereien gezeigt. Er rauchte nicht, er trank nicht, er liebte eine genaue Zeiteinteilung und gab wenig auf sein Äußeres. Jetzt kleidete er sich sorgfältig, was ihn beinahe um ein paar Jahre älter machte. „Einmal muß man damit anfangen!" erklärte er Still.

In den großen Städten war es Still, als sei er mit einem fremden Menschen zusammen. Oft ging Martin schwer und müßig auf den Straßen umher, und dann drängte er wieder von Ort zu Ort.

Fern, ungreifbar, grell und bunt zogen Theaterkulissen, Szenen, Dichterwerke, Sängerinnen und Tänze an ihnen vorbei. Im Strudel der Plätze wurden sie angerührt, von Blicken und Gebärden geheimnisvoll wissender Männer und Frauen; gleißende Sonne lag auf kühnen und hoheitlichen Gestalten von Erz und Stein; Palastfassaden dehnten sich hin; Schlösser erzählten sich mit Türmen und zierlichem Schnörkelwerk; auf rußigem Arbeitsgefild dampften Kamine; sehnend hoben sich Kirchen empor; in Prozessionen wallten Priester, Soldaten, Arbeiter, alle mit ihren eigenen Fahnen und Liedern.

Und um alles dies lebte man hin, scheinbar auf nichts

achthabend, mit beweglichen Körpern, mit jungen und alten Körpern, mit glatten und selbstverständlichem Gesicht.

Es wühlte in Martin.

Er füllte sich die Taschen mit Zigaretten, er stand mit dem Weinglas in der Hand, kümmerte sich um keine Zeit mehr und ließ sich mit einem leeren Ausspähen umkreisen. Irgendwann und irgendwo mußte es stocken.

Jeden Morgen sprang er lange vor Still aus dem Bett und trieb wieder hinein.

„Aber die Kaiserstraßen sind überall gleich," sagte er einmal mitten in einem Schwarm spazierender Menschen zu dem Freund, und ging weiter in einer Umschattung, die ihn an diesem Tage nicht mehr verließ.

Vor dem Antritt der Fußwanderung besuchten sie ein großes Museum mit alten Meistern. Es geschah auf das Drängen Emmerich Stills, der Kunstgeschichte studieren wollte. „Die Museen haben wir ganz vergessen. Zum Schluß wenigstens dieses!"

In menschenöden Bildersälen flog unter ihren Schuhen der Teppichstaub auf, verschossener roter Samt hing düsternd um Türen und Fenster. Sie schritten langsam von Bild zu Bild. Sie hatten beide noch nie Ähnliches gesehen.

Still war beredt und entzückt, er las schwelgerisch Namen, Farben und Linien ab und dichtete in die Gemälde eine Flut von Stilarten und historischen Begriffen hinein.

Es waren Heiligenbilder aus zerschlagenen Altären,

Bildnisse aus edlen, geplünderten Palästen, Schlachtenszenen aus alten zerstörten Geschlechterburgen. In der kalten Umleuchtung schimmerten sie mit der letzten unverblichenen Kraft die Macht und Einheit ihrer abgestorbenen Welt aus und waren trüb behaucht und traurig umschleiert wie große von Not und Zeit vergewaltigte Menschen.

Martin wandte verneinend den Kopf: „Mich freuen sie nicht, diese Bilder. Was sollen die Straßenmenschen damit? Was will man ihnen damit sagen? — Daß wir nicht weiter gekommen sind? Ich glaube, ich hätte besser in die Zeit dieser Köpfe gepaßt!"

Und er versank, ohne weiterzureden, in den Anblick der harten und rassigen Gesichter.

Die Tage wurden lang, die Nächte sommerlich, sie wanderten über Bergrücken und Pässe, einem See am Südhang der Alpen entgegen.

Martin liebte die Pässe. Er stürmte sie in Sprüngen hinauf, Emmerich Still voraus, mit trockenem, durstigem Mund, in unaufhörlicher Erwartung jäher Straßendrehungen, in kochender Spannung für die dramatischen Wechselwunder der Höhe. Er war wieder ganz von der Gegenwart ergriffen. Er wählte die steilsten Seitenwege und entdeckte unbegangene Pfade. Die gebahnte Straße mied er. Die Städte schien er völlig aus dem Gedächtnis verloren zu haben. Still meinte: „Wir errennen uns die Berge."

In Puls und Schweiß gelöst, in der Wollust des Entbehrens, der freiwillig kargen Nahrung, legten sie sich zu kurzem Schlaf in einsamen Herbergen nieder, atmeten die Müdigkeit in den klaren Berghimmel hinaus und erwachten am Morgen mit frischem kreisendem Blut. Und wenn es Martin über die weichen Nebelwiesen trug, neuen Talpforten, neuen Höhen, einem neuen, unerahnbaren Tag zu, hatte er das Gefühl, in der Welt etwas zu bedeuten.

Er sah mit erraffenden Augen vor sich her.

Straße um Straße bog um begrünte Berge, um graue bleichende Felsen herum; Männer klopften in Steinbrüchen; braune Kinder drängten aus scholligen Hütten; Ziegen und Rinder läuteten über spärliches Höhengras; Postwagen ließen den Radschuh schleifen und wirbelten mit klingenden Pferden staubwolkig dahin, Stadtgesichter blickten ihnen nach, von weißen Tischen auf hochgemauerten Gasthofterrassen. In freiem Licht blinkte Stein, Haus und Baum.

„Es ist für alle, es ist auch für mich," dachte Martin, „nichts kann mich von dieser Herrlichkeit trennen."

Sie waren im Herzen der Alpen.

Mit gefrorenen Schuhen wateten sie durch den wässrigen Schnee, steuerten über geborstenes Eis und spürten in der dünnen Luft ihre Haut an der Sonne sieden. Silberflammig starrten die Gipfel, es glänzte unendliches Weiß, in einem erschütternden und triumphierenden Stillstand ruhten die ewigen Berge.

In einer Gratmulde grub Martin seinen Stock in das Eis und warf sich auf seinen Mantel. Er schloß die Augen, schlug sie auf, und schloß sie wieder.

Still sah ihn scheu an: „Was denkst du? Ist es nicht schön? Hier sollte man leben."

„Und ich meine," antwortete Martin, „daß hier das Leben, das wir leben müssen — aufhört, und daß es eine Feigheit ist, sich auf diesen Eisturm vor den Menschen zurückzuziehen. Wir gehören hinunter."

Sie stiegen ab. Martin trieb an. Seine Freude an den Bergen war zusammengebrochen: „Es sind nur Ruinen. Die Felswände sind Trümmer, die Steine sind Knochen, die Spitzen sind Skelette. Wir gehen durch Totentäler, und alles ist mit Gebein besät. Greisenhaft schaut es hier aus!"

Und in sein Verhalten kam ein anderer Entschluß, in seinen Blick eine andere Sammlung.

Bis jetzt waren sie immer für sich gewesen, hatten keinen Umgang mit Menschen gehabt, als Fragen nach Weg und Rast. Auf der Talfahrt mischte sich Jochner ins Gespräch fremder Leute. Er setzte sich in den Straßengraben und plauderte mit den Handwerksburschen. Wenn ihnen Fuhrwerke begegneten, saßen sie auf und sprachen mit reisenden Händlern.

Brücken sprangen über Tiefen, Gießbäche schäumten, einsame Weiher, öde Wassersammler im Felsbett ruhten wie schwarze Augen. Die gewaltige Paßstraße drängte sich noch einmal durch Berge, kroch an purpurroten

Zinnen, an schwarzgeädertem Gestein vorbei und wallte in Schleifen der blaudunstigen Ebene zu.

Die Pracht der Berge war untergegangen. Sie streiften die Zweige der Ölbäume und hörten den Wind in den jungen Reben rauschen, die dünn und klein über die granitenen Pfeiler hingen.

Als ein goldwarmer Abend am Himmel hing, standen sie an dem großen See, der breit und lang wie ein mächtiger Strom, vom schweren Ernst der Berge umwittert, aus den Alpen zum Süden floß.

Auf dem Deck eines Dampfers, der an einem lichthellen Nachmittag über die Seemitte schwebte, sah Martin zum ersten Male die Studentin.

Das Boot steuerte auf ein Kap mit Römersäulen und Zypressen zu, die Reisemenschen rannten in aufknallender Begeisterung zur Spitze, das hutlose Mädchen wich ruhesuchend zurück und blickte in das flimmernde Kielwasser. Sie schaute aus guten wegtragenden Augen hinaus und war in ihrem beseligten Genuß wie mit einem Rand umzogen.

Still bemerkte, daß sich Martin nicht mehr von ihr abwenden konnte. Er kam ihr näher. Sie mußte hören was er sagte. Und er sprach laut davon, wie er sich aufwachen fühle. „Hier ist Glück! Ich war wie geschlagen. Die Freiheit ist schwer. Wir werden uns finden."

Das Mädchen drehte sich forschend nach den jungen Menschen um. Sie sagte lächelnd ein Wort, das keiner

von ihnen verstand. So wurden sie bekannt und setzten sich auf eine Bank.

Die Studentin erzählte von ihren Studien. Sie hatte sie unterbrochen, um sich im Süden zu erholen. Jochner erzählte die Reise und Still den Abschied von der Schule. Sie horchte auf und wollte noch mehr von Martin erfahren.

Er ging während der Fahrt nicht von ihrer Seite. Sie beschlossen, in demselben kleinen Kurort Aufenthalt zu nehmen. Schon gegen Ende des Tages glühte Martin so auf, daß er nur mehr ihre Gegenwart fühlte. In der Nacht schlief er keine Stunde.

Tags darauf stürmte der See, ein schwüler Regen fiel. Sie gingen am Strand.

Martin war grau überhaucht.

Still schüttelte den Kopf: „Was ist denn mit dir?"

„Nichts ist mit mir!"

„Aber —"

Martin stieß den tappenden Fuß in den Sand: „Frag mich nicht aus!"

In geschlossenen Reihen schlugen die Wogen ans Ufer. Inmitten der Brandung erblickten sie an einer unbegangenen Stelle die Studentin.

Sie stand auf einem Riff, Wellen sprangen zu ihr herauf. Wasserdunst und Sprühschaum badeten ihr Gesicht. Sie strich sich die Tropfen aus den Haaren.

„Laß mich allein!" bebte Martin.

Er floh durch das nasse Buschwerk zu ihr hinab.

Brennende Frühsommertage kamen und gingen. Still

ſah Jochner nur während der Nachtſtunden. Martin ſchien die Erinnerung verloren zu haben, er ſprach ſeltſames Zeug: Daß er ſich nicht mehr zurückwünſche, und daß er ſeinen Weg mit einer Gefährtin gehen wolle.

Er war wie bezaubert.

Widerſprach ihm der Kamerad, ſo zürnte er und zieh ihn des Neides. Er erlaubte ihm nicht, von der Studentin zu reden. Nacht um Nacht wartete Still auf ſein Kommen.

Er überdachte Mittel, um Jochner gewaltſam loszureißen. Der verwunſchene Zuſtand des Verliebten ſteigerte ſich unſinnig, er magerte ab, war von unerträglicher Erwartung gepeinigt und hüllte ſich in dunkle und gewundene Andeutungen, die ſchickſalhaft klangen.

Aber mitten in alledem trat Martin plötzlich mit einem vernünftigen Geſicht in dem kleinen Palmengarten vor Still hin.

„Du kannſt ruhig ſein! Alles iſt aus! Sie iſt abgereiſt!"

Er ſah mit bitterem Mund über den See weg: „Sie iſt an einen andern gebunden! Und ich Narr habe —"

Sie wollten weiterreiſen, weil der Ort für ſie von einem böſen Licht zerſetzt ſchien.

Das Seewaſſer war trüb und grau, die Ufer zerfielen auf einmal in Schutt und ſtaubiges Grün. Die Nachricht traf ein, daß Martins Mutter geſtorben ſei.

Sie reiſten nach dem Norden heim.

Viertes Kapitel

Die Villa Werdsee des Generalmajors Anton von Grauße lag, weit über den Rand der Weltstadt hinausgeschoben, im hügeligen grünen Land. Der landbeherrschende Strom gabelt sich dort, wie wenn er es sich vor dem Lauf durch die Dammauern zum letztenmal wohlsein lassen wollte, in kleine Flüßchen und buschumkränzte Teiche.

Jochner stieg mit müden Beinen aus der Vorortbahn. Er war der einzige Passagier, der den Zug verließ. Er mußte zu Fuß weitergehen.

Der Weg nach Werdsee führte über eine kräftige rotbraune Erde. Martin, der seit Tagen nicht mehr aus der Steinstadt herausgekommen war, hatte weichen natürlichen Boden unter den Sohlen. Der scharfe Dunst von absterbendem Herbstlaub und der Wind strichen um seine Schläfen. Ein Gefühl von Erfrischung wollte in ihm entstehen, er schritt aus.

Unter dem wolkigen Himmel schimmerte schon, von grauen Nebelstreifen überlagert, der Werdsee. In der Tiefe eines dunklen Seitenweges zeichneten sich in der Luft die Giebel von Dorfhäusern ab. Zwei Erscheinungen wechselten vorüber: Ein erleuchteter Wagen

mit zurückgelehnten Frauen in hellen Abendmänteln und ein Zug von Kindern, die sich mit reisigbeladenen Körben schleppten. Ein Mädchen trug eine Laterne, Licht fiel auf zerlumpte Kleider und struppige Haare.

Er wandte sich um, er wollte sie anrufen, ihnen etwas schenken. Aber sie waren schon weit, und vor ihm glänzten zwischen Baumkronen die Fenster der Villa Werdsee.

Vor dem Hause blieb er auf einmal stehen.

Aber er hatte ja gar nichts zu überlegen.

Er sah an der Villa hinauf. Das oberste Stockwerk, die Gemäldegalerie, war hell erleuchtet und den Gästen geöffnet.

Die Gemäldegalerie haßte Martin Jochner. Wie eine aufgepfropfte Krone lag sie mit ihrem Kuppelbau über dem Haus, das mit den Bildern in den Rang eines kunstgeschichtlichen Daseins gerückt war, wie es immer Frau Hertha, die Herrin auf Werdsee, erstrebt hatte. Zwar mußten in dieser Krone von Jahrfünft auf Jahrfünft einige Edelsteine ausgewechselt werden. Weder der Erbauer von Werdsee, ein reich gewordener Mann aus der Zementindustrie, noch Frau Herthas zweiter Gemahl, der Artillerieoberst Grauße, der nach einem Sturz vom Pferd die Eisenzementfabriken mit der Hand der Witwe übernommen hatte und als Generalmajor verabschiedet worden war, noch Frau Hertha selbst — niemand im Hause war in der Kunst verankert. Am allerwenigsten der alte

ffizier, der in seinem Arbeitszimmer altmodische gute

iche an die Wand hängte und an den Neuerwerbungen

Viertes Kapitel

Die Villa Werdsee des Generalmajors Anton von Grauße lag, weit über den Rand der Weltstadt hinausgeschoben, im hügeligen grünen Land. Der landbeherrschende Strom gabelt sich dort, wie wenn er es sich vor dem Lauf durch die Dammauern zum letztenmal wohlsein lassen wollte, in kleine Flüßchen und buschumkränzte Teiche.

Jochner stieg mit müden Beinen aus der Vorortbahn. Er war der einzige Passagier, der den Zug verließ. Er mußte zu Fuß weitergehen.

Der Weg nach Werdsee führte über eine kräftige rotbraune Erde. Martin, der seit Tagen nicht mehr aus der Steinstadt herausgekommen war, hatte weichen natürlichen Boden unter den Sohlen. Der scharfe Dunst von absterbendem Herbstlaub und der Wind strichen um seine Schläfen. Ein Gefühl von Erfrischung wollte in ihm entstehen, er schritt aus.

Unter dem wolkigen Himmel schimmerte schon, von grauen Nebelstreifen überlagert, der Werdsee. In der Tiefe eines dunklen Seitenweges zeichneten sich in der Luft die Giebel von Dorfhäusern ab. Zwei Erscheinungen wechselten vorüber: Ein erleuchteter Wagen

mit zurückgelehnten Frauen in hellen Abendmänteln und ein Zug von Kindern, die sich mit reisigbeladenen Körben schleppten. Ein Mädchen trug eine Laterne, Licht fiel auf zerlumpte Kleider und struppige Haare.

Er wandte sich um, er wollte sie anrufen, ihnen etwas schenken. Aber sie waren schon weit, und vor ihm glänzten zwischen Baumkronen die Fenster der Villa Werdsee.

Vor dem Hause blieb er auf einmal stehen.

Aber er hatte ja gar nichts zu überlegen.

Er sah an der Villa hinauf. Das oberste Stockwerk, die Gemäldegalerie, war hell erleuchtet und den Gästen geöffnet.

Die Gemäldegalerie haßte Martin Jochner. Wie eine aufgepfropfte Krone lag sie mit ihrem Kuppelbau über dem Haus, das mit den Bildern in den Rang eines kunstgeschichtlichen Daseins gerückt war, wie es immer Frau Hertha, die Herrin auf Werdsee, erstrebt hatte. Zwar mußten in dieser Krone von Jahrfünft auf Jahrfünft einige Edelsteine ausgewechselt werden. Weder der Erbauer von Werdsee, ein reich gewordener Mann aus der Zementindustrie, noch Frau Herthas zweiter Gemahl, der Artillerieoberst Grauße, der nach einem Sturz vom Pferd die Eisenzementfabriken mit der Hand der Witwe übernommen hatte und als Generalmajor verabschiedet worden war, noch Frau Hertha selbst — niemand im Hause war in der Kunst verankert. Am allerwenigsten der alte Offizier, der in seinem Arbeitszimmer altmodische gute Stiche an die Wand hängte und an den Neuerwerbungen

und Magazinierungen nur einen höflichen Anteil nahm.

Zu dem alten Grauße fühlte ſich Martin hingezogen, weil er in ihm einen Tätigen ſah, der in ſein neues Leben den dienſthaften Rhythmus der Stetigkeit brachte. Die Mathematik in Graußes Daſein gefiel ihm.

Es war nicht alltäglich, was Grauße geleiſtet hatte. Als der ehemalige Artilleriſt entdeckte, daß er die Verwendung des Eiſenzements ebenſogut zu berechnen vermochte wie den Standort für die Kanonen und den Streukegel der Haubitzen, entwickelte er an dem Platz, wohin er als nahezu Sechzigjähriger geſtellt war, einen bedeutenden Eifer. Schon nach wenigen Jahren wurde er vorwärtsgeſchoben; in die Reihe jener Induſtriellen, die über gewonnene Geldſtücke hinausdenken und zur Mitregierung über die Landesinduſtrie beſtimmt werden. So ward aus dem Regimentskommandeur ein Befehlshaber über induſtrielle Verbände und Banken, der es bald zu einem hohen Ordensſtern mit dem Exzellenztitel brachte. Nachdem er den Vorſitz in der „nordiſchen Preſſe-Kompagnie" übernommen hatte, war es nicht verwunderlich, daß er den Sohn eines verſtorbenen Regimentskameraden, der als Juriſt in die Konſulatslaufbahn getreten war, dazu brachte, den ſchlecht bezahlten Poſten mit einer jounaliſtiſchen Stellung zu vertauſchen, die Martin Jochner das Dreifache ſeines Beamtengehaltes eintrug. Bei der Fahrt des jungen Menſchen den Weichenſteller zu ſpielen, zögerte er um ſo weniger, als

er ſelber im Spiel der eigenen Kräfte ſo viel Gutes erfahren hatte. Und nachzudenken, ob nicht ſein und Jochners Arbeitswagen auf ungleichen Schienen dahinrolle, lag nicht in ſeiner knappen inneren Art.

Er hatte in den amtlichen Blättern des Handelsminiſteriums die vielen von dem Vizekonſul geſchriebenen Berichte aus noch romantiſchen und entlegenen, überſeeiſchen Abſatzgebieten gefunden.

„Sie haben," ſo ſchrieb eines Tages der Generalmajor an Martin, der aus der andern Hälfte der Weltkugel in eine große ſchweizeriſche Induſtrieſtadt gekommen war, „ein Fliegenauge und ſind fähig, nach allen Seiten zu ſehen, Politik und Handel in einem zu überblicken. Das brauchen wir für die neue Zeitung. Wollen Sie?" — Jochner, der ſich ſagte, daß ihm zu einem beſchleunigten Aufſtieg ein großes angeheiratetes Vermögen und der Uradel in einem fehlten, ſchlug ein.

Es gibt Menſchen, die ſich an der Pforte der Salons in eine glückliche Erwartung verſetzen, wie wenn es zu einer Beſcherung ginge. Ein gedämpftes Strahlen liegt auf ihren Geſichtern und iſt bereit, beim erſten Anlaß loszuleuchten. Martin trat faſt immer feindlich auf.

Aus den geöffneten Türen flog ihm eine Lärmwolke von vielen Redegruppen entgegen. Er unterſchied das lachfaule Kichern der Frauen, ein Hin- und Herreden zwiſchen Männern, kurzes Dazwiſchenrufen, jenes ge-

sellschaftliche Gebrause, das an die geschäftigen Statisten in Operettenbällen erinnert.

Ein Diener sagte etwas davon, daß die Baronesse von Stehrheimb mit ihrer Mutter schon längst eingetroffen sei, und bald nach ihr die Schauspielerin Lisbeth Schumann, der die Hausfrau ihren Wagen ans Theater geschickt hätte. Die Streichmusik und das Schleifen von Walzerschritten verschlang etwas von dieser Mitteilung. Von der Furcht vor dem Krieg schien man hier nicht angesteckt.

Jochner hatte nicht erwartet, daß getanzt würde. Unangenehm war ihm, daß die Schauspielerin Lisbeth Schumann da war, die sich in einer undurchschaubaren Absicht an Dore gedrängt und sie bestimmt hatte, mit ihr in demselben Hause zu wohnen.

Er stand, wie wenn er sich nicht entschließen könnte, sich unter die Menschen zu mischen, noch immer auf dem Vorplatz.

Durch die Zweige einer großen Topfpalme, die ihn verbarg, fiel sein Blick in den kleinen Salon neben dem Empfangssaal. Beine schlenkerten in komischer Kreuzung, Schuhe setzten sich auf das Parkettmuster. Ein Husar in Röhrenstiefeln und einem verschnürten bunten Jäckchen tanzte mit einem jungen Mädchen in der Mitte des Raumes ein Solo.

An der Wand saß Dores Mutter, die alte Frau von Stehrheimb, lächelte kindlich und steif, und drehte ihr Hörrohr geschmeidig nach links und rechts im Gespräch mit einigen bejahrten Damen.

Bei einer Wendung des Husaren erkannte er die Tänzerin, Elisabeth von Grauße, des Hausherrn Tochter aus seiner ersten Ehe. Er hatte sie bisher immer als Kind betrachtet. Sie trat vom Tanze zurück und verließ den Salon, in dem sich nurmehr wenige Paare drehten. Dore tanzte wohl nicht, weil sie kränklich war. Und weil sie kränklich war, mußte sie wahrscheinlich nach dem Süden reisen.

Es fiel ihm ein, daß er die Mutter fragen könnte. Aber er verwarf diesen Gedanken sofort.

Die weißhaarige Frau mit dem Puppengesicht, die weder richtig sprechen noch hören konnte, wandte ihre Schwächen sehr geschickt an, sobald man sie über die Tochter befragte. Dann strich sie mit zitternder Hand über die schwarze Seide ihres Kleides und redete, gleichviel was man sie gefragt hatte, von ihrer großen Liebe „zu ihrer einzigen Dore". Sie erinnerte sich dann auch stets in einem unverständlichen Kauderwelsch an ihren toten Gatten. Niemals erzählte die Sechzigjährige, daß er geisteskrank und von einem Wärter behütet in einem Landhaus am Comersee gestorben war. Kein Wort kam jemals von ihren Lippen über den Roman ihrer Heirat, deren Frucht Dore wurde, und über ihre Herkunft aus einer argentinischen Estancia, von der sie vor mehr als vierzig Jahren der Baron von Stehrheimb nach Europa geführt hatte.

„Sie hat nichts behalten von ihren spanischen Eltern," dachte Jochner, während die Greisin klein und zierlich mit ihren alten Damen davontrippelte.

Und Dore? Gewiß, es stand seit wenigen Wochen ein fremder Mann zwischen ihnen. Aber hatte er ihm nicht selbst Platz gemacht? Als er sich seltener machte, Unempfindlichkeit heuchelte, während er in Wut und verletzter Eigenliebe verging. — Er dünkte sich plötzlich schmählich in seinem Wirrwarr.

Frau von Grauße kam vom Büfett auf ihn zu, er konnte ihr nicht ausweichen.

Sie war redselig angewärmt, von der Unterhaltung berauscht, wie es bestimmte Frauen an Tanzabenden in vorgerückter Stunde immer sind, wobei sich ihre Temperatur beständig steigert.

„Haben Sie Ihre Cousine Dore gesehen?" rief sie ihm entgegen. Sie hob fächelnd den Arm. Ein Spitzentuch fiel ihr aus dem Ärmel. Jochner beachtete es nicht.

„Meine Cousine?"

„Sie duzen sich doch mit ihr?"

„Weil es einmal vor zwanzig Jahren so war und weil sie damals, auf dem Lande, meine Cousine hieß."

„Und die Reise nach dem Süden?"

Er sprach darauf los, als sei er unterrichtet und redete von der Erkältung.

Die Frau plapperte weiter, von dem herzoglichen Provinztheater, wo Dore als verzogenes Schoßkind gelebt habe — wie ein Prinz in einem feudalen Regiment — und von der „Neuen Bühne", wo sie wie ein Rekrut gedrillt werde. Bei einer Probe habe sie sich neulich heu-

lend auf einen Sack geworfen und davonlaufen wollen, wäre ihr nicht die Schumann bemutternd beigestanden.

„Jawohl," sagte Martin.

Er hörte nur einzelne Worte. Es war ihm, als ob längst Bekanntes noch einmal erzählt würde.

Die Schumann, betonte Frau von Grauße, habe es ihr selbst gesagt. Unverständlich sei ihr übrigens die Freundschaft Dores mit dieser Halborientalin von der östlichen Donau, die es nie erreichen würde, eine Dame zu sein, mit ihrem gelben Negerinnengesicht und ihren vom Lastentragen nach außen gedrehten Ellbogen.

Das weckte Martin.

Das war etwas Gemeinsames. Die Schauspielerin haßte er ja, und übereifrig weihte er die Frau vor ihm in seinen Haß ein. Mehr in der Angst, das Gespräch würde weitereilen und er würde noch mehr erfahren.

Lässig und beiläufig — Martin sah es kommen — führte Frau von Grauße die Rede auf Dore zurück. Aus runden, samtweichen Augen fragte sie Martin, ob denn die Bekanntschaft mit dem Geheimrat Dorn, dem Krösus und Sonderling, auch der Schumann Verdienst sei.

In Jochners heißen Ohren begann es zu sausen.

Alles floß auf ihn zu, die Palmenbäume vor der Türe, die Spiegel und die polierten Wände des Saales, die Menschen darunter, die mit Tassen und Gläsern herumsaßen, und die großen Augen neben der scharfen Nase der herbstreifen Frau, deren wohlriechender Fleischatem über ihn hinstreifte. Der Boden wurde zur kreisenden

Plattform eines Karussels, er lehnte sich an die Türfüllung.

Es war ihm, als sei eine Messerspitze auf seine Brust gerichtet. „Stich zu," wollte er sagen, „dann darf ich endlich schreien." Aber er bewegte nur wehrlos die Lippen.

Ein Diener, der sich rückwärtsgehend mit seinem Servierbrett voll Wein ungeschickt aus dem Saale zurückzog war schuld daran, daß die Dame des Hauses in diesem Augenblick zurückweichen mußte.

Sie sah nichts.

Jochner ergriff ein Glas schweren Weines. Er goß es ohne abzusetzen hinunter.

Merkwürdig sei, fuhr Frau von Grauße fort, wie Dorn, dieser scheue Mensch, den sie in zehn Jahren nur zweimal gesehen habe, nach seiner Operation wieder ins Leben zurücksteige. „Anders als mit einem Taschentuch vor dem blauroten Mal hat ihn früher niemand gekannt. — Er war doch so namenlos häßlich. Ein Feuermal so groß wie eine Hand und noch manches dazu. Zauberkünstler müssen die Ärzte von der Howard-Universität in Washington gewesen sein ..."

Martin hatte noch mit niemand über Dorn gesprochen. Wieder tat er, als ob er schon alles wüßte, und gab ganz feste Antwort.

Jetzt ist er ganz braun im Gesicht."

„Was Sie sagen!"

„Dunkelbraun, ja."

„Und sonst?"

„Sonst nichts."

Aber das log er. Er hatte jetzt Dorns gefrorene Blicke und seine linkische Verbeugung vor Augen, von der ersten Begegnung am Teetisch der Freundin. Und im offenen Wagen, an Dores Seite, hatte sich Dorn wie ein angeschossenes Tier zusammengezogen, und mit dem Hut die eine Hälfte seines Gesichtes verdeckt, als Martin grüßte. — War das der Mann, vor dem er sich verkrochen hatte? — Mit einer verächtlichen Kälte sah er mit einmal auf alles zurück.

Seine Gestalt wurde höher. Er hob den Kopf und wies seine bewußte Stirne.

Als ob sie ihn erraten hätte, schloß sich jetzt Frau Hertha schmeichelnd an Martin Jochner. Sie redete in der Sprache jener Freundschaft, die mehr sagt als Freundschaft, und wollte ihn begehrlich in sich hineinführen, indem sie ihm ungeahnte Erinnerungen an ihr Beisammensein zeigte.

Er ging galant und oberflächlich darauf ein.

Doch im Saale wunderte er sich flüchtig, als er sich in einem Spiegel zur Seite dieser Frau sah.

Der General eilte aus einem Schwarm von Gästen, unter dem sich auch seine Tochter und der Husar befanden, auf ihn zu. Es war wie eine Auszeichnung.

„Sind Sie zufrieden?", fragte er in der Gewißheit einer Bejahung. Er schien glücklich, daß Jochner zugegen war und hatte tausend Fragen.

Aber Martin fühlte die guten Einfälle, die auf ihn zufließen wollten, wie verblasenen Rauch entweichen. Er nahm nur wahr, daß der alte Offizier beinahe etwas von seiner soldatischen Einfachheit eingebüßt hatte. Mit einer schleifenhaften Handbewegung, die er vordem nicht besessen hatte, gab Grauße seine Ansicht kund, daß sich die ausländische Politik gegen die nationale Arbeit richte.

Bald standen alle Gäste um die Gruppe herum. Jochner wurde einigen neuen Gesichtern vorgestellt und wies ihnen eine höfliche aber verlorne Miene.

Der Husar fragte: „Wer ist denn dieser Herr?"

Elisabeth erklärte in eifriger Aufrichtigkeit: „Mein Vater schätzt ihn sehr. Ich verstehe nicht viel von dem, was er schreibt. Er ist auch ein bißchen sonderbar. Denken Sie nur, neulich hat er sich bei Tisch mitten in der Unterhaltung entschuldigt und ist weggelaufen! Und dann hat er draußen eine halbe Stunde lang mit dem Gärtner gesprochen, über alles Mögliche. Der Gärtner hat es mir selber gesagt. Aus Jochner wird man nicht so leicht klug. — Aber ich habe ihn trotzdem gern."

Der Leutnant krümmte den Mund: „Also Presse! — Na! Er hat sich etwas, der Herr Doktor, und sieht nicht nach Gesundheit aus ... Jedes Jahr so fünfzig rosige Kerls zu schaffen, die durch Sonne, Mond und Sterne reiten können, ist vielleicht doch noch besser als Zeitungen zu schreiben und sich mit Gärtnern anzubiedern!"

Die Gespräche strömten weiter.

Ein älterer Herr stand mit einigen jungen Männern und bemerkte einfach: „Ich sage nur soviel: Mit unsern Geschäftsreisenden allein können wir's nicht machen ... Und dabei bin ich selbst Kaufmann ..."

Einer polterte heraus: „Jawohl, wir können nicht wieder bremsen!" und der ältere Herr wollte ihm sagen: „Sie verstehen mich nicht!" Doch ein anderer rechnete nun an den Fingern fünf Hauptpunkte für die Beurteilung der Weltlage vor. Er schloß mit schallender Stimme: „London, sage ich Ihnen, war die größte Enttäuschung meines Lebens! Der Engländer, an den noch so viele glauben, ist ein veraltetes Märchen! ... Und in Frankreich gibt es Leute — so wahr ich hier stehe — die meinen, bei uns seien die Häuser mit Stroh gedeckt!"

Nun tauschten alle oberflächliche und halbwahre Reisebeobachtungen aus. Schlußfolgerungen wurden geschleudert und heftig widerlegt.

Ein Privatdozent der Nationalökonomie, dem ein Ende seiner weißen Kravatte aufgegangen war, rückte mit „statistischen Tatsachen" auf und zeichnete mit dem Zeigefinger Zahlen in die Luft, indes er mit der linken Hand das Weinglas zum Munde führte.

„Das ist ja einer, der etwas versteht," sagte ein Kapellmeister aus einem Operntheater, „da macht es keinen Spaß mehr zu streiten."

Doch jetzt begann jemand: „Aber was meinen Sie zu unserer Durchlaucht?", und alle fanden sich wieder zusammen.

Vor zehn Tagen war in einer kleinen Stadt am Mittelmeer ein Kanonenboot, das in den unordentlichen Hafen einfuhr, an die Jacht eines nervenkranken Fürsten gerannt, der im Sommer in der Adria spazieren zu fahren pflegte und den Winter immer in der großen Stadt verbrachte. Dort stattete er dem Graußeschen Gemäldehaus Besuche ab und erschien in der Saison an den Empfängen. Nur in der aufgewühlten Zeit konnte es geschehen, daß aus dem Vorfall dank einer Balgerei der Matrosen und infolge der Ungeschicklichkeit der verschlafenen Hafenpolizei ein vielbesprochener Entschädigungskonflikt entstand.

In phantastischer Weise, und gewissermaßen in dem Hochgefühl, mit einer Figur aus der politischen Skandalsphäre verknüpft zu sein, ließen die Damen und Herren ihre Teilnahme laut werden.

Jochner war bisher stumm geblieben. Er trank unaufhörlich, seine Lippen waren weißlich wie zerknülltes Seidenpapier. Sein Kopf arbeitete ungenaue und trübsinnige Gedanken aus. Das Gerede umschwamm ihn nur und bedrückte ihn doch. Er mußte sich erleichtern.

„Ich begreife das alles nicht!" brach er unvermittelt los, in einem so lauten und gereizten Ton, daß alles schwieg. „Was hat denn das mit Politik zu schaffen? Wer weiß denn etwas von Politik? Was ist denn Politik? — Sagen Sie mir, wo ein Mann wohnt, der Bescheid gibt, und ich reise noch heute nacht zu ihm! Nur das Publikum ist so naiv zu glauben, daß die Kleinig-

keiten, die man ihm täglich vorsetzt, entscheidend sind, und daß da und dort Leute sitzen, die alles in der Hand haben. Das Schicksal der Nationen, unser Schicksal ist die Kraft und Tat von Millionen Fäusten und Gehirnen! Gott sei Dank!"

Martin löste sich völlig.

Er verspottete die übertriebenen Höflichkeiten gegen das Ausland. Höhnisch zerteilte er den politischen Nimbus des Unfalls:

„Was ist denn das? Eine zerdrückte Planke aus Mahagoniholz, eine Handvoll Glassplitter und eine verbogene Messingstange! Wer zieht für ein Häufchen Kehricht den Säbel? Ich schlage vor, daß man unserer Durchlaucht eine internationale Diplomaten-Kommission mit Hobel und Hammer zum Ausbessern der Jacht nach der Adria schickt!"

„Ausgezeichnet!" rief ein lebhafter Herr aus dem Kreise, ein Justizrat, mit fröhlicher Stimme, und schüttelte Martin die Hand, „Leute wie Sie gehörten in unsere Ministerstuben!"

Der General sah es mit einem behaglichen Lächeln. Die Gesellschaft brandete lärmend durch die Türen davon, und Martin ging wieder seinen Gedanken nach.

Es fiel ihm ein, daß Dore unter den Zuhörern gewesen sein könnte. Er sah sich um, aber sie war nicht da.

Der Privatdozent wollte die Debatte mit Jochner allein fortsetzen.

Er holte aus: „Es ist etwas Wahres an dem, was Sie gesagt haben, und doch ..."

Martin erfand in seiner Dumpfheit nur eine notdürftige Ausrede, und empfahl sich. Er merkte, daß er einen Fehler gemacht hatte, als er sich zum Sprechen verleiten ließ.

Unter zudringlicher Anerkennung hing sich aufs neue Frau Hertha an ihn, diesmal mit Elisabeth, die schon glänzende Wangen hatte.

Von der verliebten Wärme der Stiefmutter und dem ungewohnten Balldunst befeuert, wagte das junge Mädchen unter dem Mantel des kindlichen Tones, in dem sie mit Jochner immer verkehrt hatte, einige kleine Zärtlichkeiten.

Sie stieß, um nicht von ihm überhört zu werden, mit ihrer Fußspitze an seinen Schuh und sagte: „Warum tragen Sie denn jetzt das Haar so lang? Sie sehen ja ganz vernachlässigt und dichterisch aus! Aber es steht Ihnen gut!"

Eine fröhliche Musik setzte qualvoll ein. Es war das einzige, was Jochner deutlich vernahm.

Frau Hertha kredenzte ihm einen Kelch kalten Champagners, bot ihren Arm seinem Mund und befahl lustig: „Zuerst danken!" Er berührte den Arm mit den Lippen und stürzte den Wein hinunter. Ein zweites Glas brachte ihm Elisabeth, die sich umständlich vor seinen Augen den langen Handschuh aufknöpfte, um sich nach dem Beispiel der Mutter von ihm küssen zu lassen.

Er beachtete es nicht und leerte das Glas gierig aus.

„Wo bin ich denn?“ fragte er sich, nachdem die Damen von zwei Herren zum Tanz geführt worden waren.

Er fühlte, daß er zu rasch getrunken hatte.

In der Graußeschen Galerie befand sich, genau unter der Mitte des Kuppelraumes, ein schnörkliger Rokokosessel. Die Lehne über dem eiförmigen Polster war so geschweift, daß er in zwei nebeneinanderliegende Sitze von entgegengesetzter Richtung geteilt war. Das wunderliche Möbelstück stammte, wie der Händler Frau Hertha eingeredet hatte, aus einem Adelsschloß, auf dem in der Zopfzeit ein Meister der Unterhaltungskunst gehaust hatte, einer der zartesten Frauenseroberer und Frauenverbraucher seiner Tage. Frau Hertha ließ den Doppelsessel am Boden mit Klammern anschrauben und in einer goldenen Muschel an der Drehung der Lehne einen elektrischen Druckknopf anbringen. Tupfte man darauf, so verfinsterte sich der Kronleuchter an der Decke, und der Rahmen des Hauptbildes der Galerie, einer dunkelbraunen spanischen Madonna, begann zu glühen.

Auf der Suche nach einem ungestörten Platz hatte sich Lisbeth Schumann mit Dore in diesem zweisitzigen Sessel niedergelassen, ihren Arm in den ihren gelegt, den Blick fest auf die Madonna gerichtet und den Mut gefunden, zum erstenmal aus dem Ton der bewundernden Freundin herauszufallen.

Dores Eröffnung, daß sie Martin Jochner erwarte, dieses Geständnis, hatte sie kühn gemacht.

„Warum soll man nicht offen sein? Fragen Sie mich nach jedem Tag und nach jedem Menschen, ich werde mich Ihnen zeigen!" Sie schmiegte sich an Dore und glaubte sich berufen, eine merkwürdige Bedrücktheit, die sie an ihr seit einer Stunde bemerkte, in Luft aufzulösen.

Aber Dore beichtete nichts. Sie redete gleichgültige Dinge.

Lisbeth erhob sich, um ihr einen Kuß zu geben. Sie zitterte darnach, daß sich Dore endlich einmal vor ihr sehen ließe. Eine Blutwelle schoß ihr unter die gelbe Haut und Falten zuckten auf ihrer Stirne. Sie fieberte wie auf ein Rufwort hinter der Szene.

Es war ihr selbst rätselhaft, wie sie den Umgang mit Dore genoß. Wie eine Besitzergreifung von Dores Wesen war es. Sie schlang die Bewegungen, die Gebärden, die Kopfhaltung der Freundin ein. Sie beobachtete, wie Dore saß und ging, wie sie trank, jemand die Hand reichte, mit ihrer Dienerin sprach und sich in Gegenwart von Herren benahm. Durch Dore war Lisbeth Schumann dazu gekommen, die Maske der kühlen Schauspielkönigin abzulegen, die sie aus innerer Unsicherheit angenommen hatte. In der Sorge, sich durch Liebenswürdigkeit gemein zu machen und weil sie glaubte, daß hochnäsiges Gleichgültigtun das Zeichen einer edlen Gewaschenheit sei. — Als Dore drei Tage lag, studierte sie die kranke Freundin im Bett. Dann schaffte sie für ihr

Schlafzimmer die Gegenstände an, die sie bei Dore gesehen hatte, und ordnete für die Nacht ihr rotes Haar gleich ihr. Alle Gewohnheiten Dores gingen auf sie über. Doch sobald Dore von Jochner sprach, schien es, als verhängte sie sich mit einem Schleier. Ihre Stimme flüsterte dann aus einer unbestimmbaren Gefühlsgegend. Sie erzählte von sich und Martin, wie wenn sie von beziehungslosen Menschen redete.

Die Schauspielerin sah spähend nach den Eingängen. Niemand war in der Nähe. Hohe Geigentöne stiegen summend aus der Tiefe auf.

Sie setzte sich Dore auf die Knie und drängte.

„Sagen Sie mir doch alles, liebste Dore!"

Dore blieb bewegungslos in ihren Armen.

„Ich will nicht verreisen, ohne Martin Jochner zu sprechen. — Denken Sie sich nichts dabei!"

„Und Sie wollen ihm sagen —"

„Alles was sie, Lisbeth, wissen. Es soll kein Geheimnis sein."

Lisbeth Schumann fühlte den fremden Ton. Sie glaubte noch einen fremden Blick auf sich gerichtet, und es war ihr, als sei sie gedemütigt.

Schritte und Stimmen kamen aus dem benachbarten Saal, die Schauspielerin fuhr nach dem Druckknopf in der Sessellehne, und in dem Rahmen der spanischen Madonna leuchteten die Glühlampen auf. Ein Häufchen lebhafter junger Menschen erschien, einige Mädchen, die sich fächelten, und Herren mit roten Gesichtern.

Unter ihnen war Martin Jochner.

Beim Anblick des verdunkelten Raumes und des altarhaft beleuchteten Bildes dämpften alle wie auf Kommando das laute Gespräch.

Dore erkannte Martin Jochners Gestalt und schritt in dem Halbdunkel auf ihn zu. Lisbeth wurde von einigen Mädchen umringt und war mit einmal von der Freundin abgeschnitten.

Jochners Augen waren im Schatten des Saales an Dores gebogenem Frauenarm festgeheftet. Er sah den länglichen Umriß ihres Gesichtes und die Linie ihres einfach gelegten Haares scharf vor sich.

Sie kam offenbar auf ihn zu. Er suchte nach einem Wort, und fand keines.

Dore sagte nur: „Seit einer Stunde warte ich schon. — Weißt du, daß ich übermorgen verreise?"

Es klang ihr viel zu herzlich, und sie setzte den mehr verwandtschaftlichen Vorwurf hinzu: „Du hast dich ja gar nicht mehr nach uns umgesehen!"

Im Treppenhaus fiel das helle Licht auf Dore. Sie blieben stehen und schauten sich an.

Dore lehnte sich an das Geländer. Er bemerkte, daß sie noch blaß war und betrachtete sie stumm.

Dore pflegte stets einen Schal in der Farbe ihres Kleides zu tragen. An diesem Abend war er dunkelblau. Sie zog ihn plötzlich mit beiden Händen über der Brust zusammen und sagte verändert: „Ich muß dir heute viel sagen!"

Martins Antwort: „Ich habe dir noch viel mehr zu sagen", schnitt alles ab. Er schien nichts zu ahnen; ihr Mut, ihn sofort aufzuklären, verkleinerte sich.

Als ginge ihr und sein Dasein in einem gemeinsamen und völlig unteilbaren Fluß dahin, begann er augenblicklich in teilnehmendster Weise von ihrem Kranksein und von der Reise zu sprechen.

Dore war heiß übergossen. Sie hatte auf einen Strom von feindseligen Eröffnungen gerechnet, und Martin war für jedes trennende Wort so unzugänglich, daß sie ihm kaum etwas entgegenzusetzen wagte. Sie verstand ihn nicht.

„Also wir reisen!", endete er überzeugt, und griff wie jemand, der einen Beschluß und eine Sehnsucht beteuern will, als ob es sein Recht wäre, nach ihrer Hand.

Ein Luftstoß blies durch das Treppenhaus, am Glasdach über ihnen klapperte ein Fenster. Dore hatte mehrmals ihr seidenes Umhängetuch gelüftet; es war ihr gewesen, als ob sie glühte. Jetzt schauerte sie zusammen.

„Ja, es ist hier zu kalt!" hörte sie Martin sagen.

Während sie die Treppe hinunterstiegen, fragte er nach dem Ziel der Fahrt, und sie war unfähig, ihm auszuweichen. „Nach den oberitalienischen Seen, nach Rom und Sizilien," gab sie zur Antwort.

Schon ließ Martin in einem Dampf von Erinnerungen die südliche Landschaft aufsteigen.

„Ja — Rom! — Das wäre etwas für mich. — Da ist alles frei und groß. — Es ist Herbst wie bei uns, aber

die glühenden Wolken über der Campagna haben wir nicht, und der Wind von den Schneebergen und vom Meere fehlt uns. — Wir wollen den weiten und schweren römischen Himmel bewundern! — Hier wird es bald düster, es ist mir schon jetzt viel zu finster! Man sieht sich nicht in dem ärmlichen Licht — und sieht auch die andern nicht. — Unsere Luft ist wie unklares Wasser. — Da unten gehört alles zusammen, bei uns ist jeder für sich!"

Dore ließ ihn reden, ohne dazwischenzufahren, und Martin trieb weiter dahin, angespannt vorwärtsschauend wie ein Mensch, der schon lange in einem sonnenlosen Tunnel fährt, und endlich ins Helle zu kommen glaubt.

Manchmal unterbrach er sich. Er vergaß ja ganz, was er hier wollte. Widrige Dinge kreuzten plötzlich abgerissen in ihm ... die Lauheit Dores ... Lisbeth Schumann ... Joseph Dorn ... die Politik. — War er denn Dores wegen hier? Und mit ihr von einer Reise zu reden? — Wahrhaftig, es tobte in ihm. — Wenn ihn solche Einreden und Zweifel überfielen, versank er plötzlich in Schweigen. Aber dann fing er doch wieder von der Reise an.

Gesund und schwatzhaft lärmten die jungen Mädchen an den beiden vorüber. Sie hatten fast alle gelockerte Haare und verschobene Schleifen. Sie taten übermütig und jagten, wenn sich kein Tänzer fand, zu dreien und vieren, hüpfend und kreischend herum. Ein hageres Mäd-

chen mit Sommersprossen ragte aus ihnen heraus. Sie führte die andern an.

Die Mütter ließen es zu. Sie waren in der Hitze des endlosen Abends aufgegangen; sie sahen dick und gealtert aus und unterhielten sich leidenschaftlich. Es war unerträglich voll in den Sälen.

Als Dore und Jochner sichtbar wurden, tauschten die Frauen Bemerkungen.

Dore wirkte auf sie wie ein fremdartiges Geschöpf. Sie leuchtete zwar nicht aus andern Frauen heraus; sie schien weder besonders schön noch auffallend liebenswert. Sie war dunkel und lächelte wenig.

Ihre noch immer straffe und glatte Haut hatte den Ton goldenen Honigs. Ihr Haar lag schwarz und kupfrig beschlagen über dem Antlitz, das aus übereinstimmenden gebogenen Linien zusammengefügt schien, nirgends zu weich war und auch an keiner Stelle scharf ausprang, wie andere Rassengesichter. Ihre Augen, groß wie Taubeneier, und von der Farbe wolkiger brauner Halbedelsteine, ruhten still unter den hochgewölbten Brauen. In der zart verlaufenden Schweifung oberhalb der Nase waren diese Brauen einander ungewöhnlich genähert, was Dore ebensowenig verbesserte wie ihre etwas spröden Haare, die über der Stirne und an den Ohren wie wirre Fäden herausdrängten. Vielleicht waren es diese Haare, die fast aneinander stoßenden Brauen und eine Eigentümlichkeit ihres Mundes, daß sie beim ersten Anblick nicht für eine Schönheit genommen wurde.

Sprach dieſer Mund, ſo bot er ſich in jungen unvernarbten Lippen dar, und es beeinträchtigte ihn nicht, daß darin zwei lange, aber nicht vorſtehende Mittelzähne ſichtbar wurden. War er indeſſen geſchloſſen, ſo krümmte er ſich zufolge einer Angewohnheit, die Seitenzähne mit dem Fleiſch der innern Mundwinkel ſpielen zu laſſen, ſeltſam ein. Ihr Geſicht verzerrte ſich dann und hatte den Ausdruck von unzufriedenen unbeſchäftigten Pferden, die ihre Zunge unter der Gebißſtange hin- und herrollen laſſen und die Lippen auffurchen. Jedes Nachdenken Dores war von dieſer Mundbewegung begleitet.

Jochner war damit ſo vertraut, daß er es nie beachtete. Und auch die übermäßige Verzerrung, die ſich jetzt auf der untern Hälfte ihres Geſichtes ausbreitete, entging ihm.

Bei jeder Gelegenheit trank er.

Frau von Grauße ging mit ſehr geröteten Augenlidern vorbei und ſtreifte Jochner mit den Ellbogen. Der Hausherr, der nun eine große Chryſantheme im Knopfloch trug, ſuchte ihn wieder in ein Geſpräch zu verwickeln. Jochner war nicht abzulenken.

Als ſie ſich in einer Ecke niederließen, kam Eliſabeth zu ihnen. Jochner gab ihr einige zerſtreute Antworten, die Dore nicht gutzumachen vermochte, und Eliſabeth ging ſchon nach kurzer Zeit weg, verwundert und gekränkt über dieſe Verwandlung.

Dore nahm ſich vor, mit ihm ſo mild wie möglich zu ſein.

„Er ist taub und blind. Wenn es so weiter geht, wird der ganze Saal von uns reden," sagte sie sich und sprang auf.

Sie wollten hinausschreiten und schon legte sich Dore einige Worte zurecht, als die alte Baronin von Stehrheimb mit fallenden Augen auf ihre Tochter zueilte, Jochner wie einen guten Freund bewillkommte, den man tagtäglich sieht, und zu Dore sagte, daß sie sich müde fühle und sofort nach Hause wolle.

In Dore sproßte für eine Sekunde der Gedanke auf, Martin lieber alles zu schreiben. Aber sie wies ihn als etwas Feiges von sich ab. Mitten in dieser Überlegung erblickte sie die kundschaftenden Augen Lisbeth Schumanns.

Sie zog die Schauspielerin herbei, ersuchte sie, der Mutter auf der Rückfahrt Gesellschaft zu leisten und sagte: „Jochner begleitet mich später."

Lisbeth starrte Dore verständnislos an. Es war aber unmöglich Fragen zu stellen, da man um der müden alten Dame willen schnell und unbemerkbar aufbrechen mußte.

Jochners brennende Augen hielten sich an Dore fest. Er zitterte wie ein Spieler, der seine Stunde heranrücken sieht und doch nicht weiß, was er gewinnen will.

In den letzten Wochen hatte er sich häufig vorgesagt, daß Dore nicht schöner sei als tausend andere Frauen. Früher hatte er gefunden, sie sei Frau und Mädchen zugleich. Sie ging auf ihren hohen Beinen wie ein

7*

blühendes Mädchen dahin; ihr Gang war durchsichtig und geschmeidig; ihre Gebärden waren rund und ausgemessen; die Glieder bewegte sie mit jener geheimen seelischen Gebundenheit, die den jungen Mädchen versagt und seltenen jungen Frauen für kurze Zeit geschenkt ist. Ihr Körper konnte sprechen und Martin meinte ihn zu verstehen.

Von einer zarten Schwäche schien sie in diesem Augenblick durchdrungen, ihre Züge waren weniger straff.

Die Luft in den Sälen war dick und schwer geworden, es roch nach heißen Menschen, nach Schaumwein und abgeblühten Blumen.

Auch in der Bildergalerie war Lachen und Gesumm, beklemmender Dunst und Wärme.

Martin schlug vor, das Haus zu verlassen.

„Es ist warm und trocken draußen, und fast kein Staub auf den Wegen."

Und sie willigte ein.

Er trieb zur Eile, wie wenn ihn noch in der letzten Minute etwas festhalten könnte.

Als sie auf den Stufen waren, wurden sie von oben angerufen.

Jemand rief ihnen nach: „Wir stellen Bilder und kostümieren uns! Sie machen doch auch mit? Es gibt eine große Scharade!"

Martin klinkte die nächstbeste Tür auf. Sie waren auf einem halberleuchteten eisernen Aufgang für die Diener.

Er zog sie in der steilen Wendeltreppe an der Hand mit sich fort.

Der Diener in der Vorhalle zeigte ein verblüfftes Gesicht. Jochner befahl: „Unsere Mäntel!“ Dore warf sich ein schwarzes Spitzentuch und einen dunkeln Samtmantel über die Schultern. Ihre Ledertasche mit den silbernen Bügeln nahm Martin zu sich.

So gingen sie hinaus. Es war ein Uhr morgens.

Die Wolken am Himmel hatten sich verzogen, scharf und funkelnd stand die Mondsichel über dem Waldsaum. Sie schritten über die knisternden Sandwege des Schlößchens und schlugen einen tannenbestandenen Weg am Ufer des Werdsees ein.

Dore zog ihre Handschuhe aus, um die Hände und Arme in der kühlen Nachtluft zu baden.

Fünftes Kapitel

Nach der Übersiedelung aus der Provinz wohnte Dore mit der Mutter in einer kleinen Pension der Waldvorstadt. Die Proben an der „Neuen Bühne" hatten begonnen; das einzige, was sie zerstreute, waren die Spaziergänge mit Martin, dem entfernten Verwandten, der sich vom ersten Tag an so gefällig zeigte, wie sie es nicht erwartet hatte.

Sie sah nach ihm aus, wenn er auf sich warten ließ, und schnellte gern auf, um mit ihm in den Föhrenwäldern zu spazieren. Um Theater und neue Dramen schien sich Martin nicht viel zu kümmern. Aber er war ein Kamerad.

Wenn sie neben ihm über den Nadelboden hinwanderte, beide gerötet von der schrägen Abendsonne, wurde ihr leichter. Im Verkehr mit Martin versuchte sie sich auszuprüfen.

„Ich legte mich selbst an die Kette," sagte sie zu ihm, mit lächelndem Mund. Aber sie war bang und sorgte sich.

Die Probebühne war staubig und finster; die Theatermenschen waren ihr fremd; der kleine Direktor, der sie aus der Provinzresidenz geholt hatte, blickte mit kaltbe-

schäftigten Augen. Er verbeugte sich vor ihr, stramm, mit hohlem Kreuz und nannte sie in fünf Minuten ein Dutzendmal „meine hochverehrte Baronesse". Doch er schliff an ihr, wie an einer Schülerin und unaufhörlich. Sie sollte eine Salondame werden, wie sie noch kein Theater der Weltstadt gehabt hatte. Es war quälend.

Doch das erste Auftreten glückte.

Sie spielte zwar nur eine Nebenrolle, eine „Rolle von drei Bogen", aber sie wurde bemerkt.

Martin sammelte die Kritiken. Sie lasen sie im Gehen, am Wasser und im Wald.

„Was willst du noch?" — Er wies ihr eine Theaterzeitschrift mit ihrem Bild vor, auf dem sie ein glatt übermaltes Gesicht und übertrieben schwärmerische Augen hatte.

Sie scharrte mit der Schirmspitze und fragte ergeben: „Gefällt es dir denn?"

Als er zögerte, nahm sie ihm das Blatt aus der Hand und ließ es zu Boden gleiten. Dann pflückte sie Feldblumen.

In der Provinzverwandtschaft atmete auf die Nachricht von dem Erfolge der alte Stehrheimbsche Fideikommißherr auf, der sie dem herzoglichen Hoftheater zugeführt hatte. Er kam persönlich zur dritten Wiederholung des Stückes nach der Stadt und überraschte Dore mit seiner krachenden Stimme am Bühneneingang.

„Das war einfach prima, Dorothea!"

Aber noch unterm Regenschirm auf der Straße wollte

er wiſſen, ob es ſich künftig ohne den Zuſchuß aus dem Herrengut machen ließe. „Eure Anſprüche ſind ja ohnedies ſo gut wie erloſchen.“ Dore meinte: „Ich will es überlegen.“

Die zwei Frauen wurden ſchon bei Lebzeiten des Gatten und Vaters heimatlos von Ort zu Ort geſchoben. Verfehlte Geſchäfte des unzurechnungsfähigen Barons verzehrten das Vermögen, die lange Krankheit verſchlang auf Jahre voraus die Einkünfte aus dem Familienbeſitz.

Über dem Mädchen, das ſo glanzlos und unſtet aufgewachſen war, lag eine ſcheue Schwermut. Dores Reize gingen erſt auf, als ſie das Mädchenalter zum guten Teil hinter ſich hatte, und waren auch dann noch nicht von jedermann ablesbar. Als ſie ſchon über fünfundzwanzig Jahre alt geworden war, entdeckte man ihre künſtleriſchen Gaben, die ſie bisher nur durch ihre Kleider und im Leſen vieler Bücher betätigt hatte, an einem Familientag, durch ein langweiliges Feſtſpiel, von einem Schullehrer in Stehrheimb verfaßt. Die Stehrheimbs aus dem ganzen Land waren da. Wider Erwarten wurde Dore der Mittelpunkt der Feier.

Verwandte, die vordem nur in gnädigem Tone mit ihr verkehrt hatten, umarmten ſie. Ein bejahrter Onkel, ehedem Intendant an einem königlichen Theater, erklärte ſie für ein ſchauſpieleriſches Genie. Zwei Tage ſpäter hielt ein alter Landrat, der der Vorſtellung beigewohnt hatte, um ihre Hand an. Sie ſchickte ihn ebenſo

heim, wie einen Vetter, der sich diese Mühe nicht nahm, sondern sie nur für würdig hielt, mit ihm eine geheime Reise zu machen. Noch andere nebensächliche Gönner stellten sich ein und gingen.

Bald darauf nahm sie Unterricht. Da der Onkel und Intendant außer Dienst starb, erstanden ihr einige Hemmnisse. Sie räumte sie aus dem Wege, sachlich und ohne Lärm zu schlagen. An dem herzoglichen Theater gewährte man ihr zuerst ein Spielhonorar, dann eine Gage, die selbst den üblichen Ansatz für das Fach überstieg.

Während des Spiels glühte sie nicht. Sie war nie trunken, doch fehlte ihr etwas, wenn sie nicht beschäftigt war.

Alles nahm sie als selbstverständlich hin, und es rührte nichts, nicht einmal die Berufung an das große Theater, an ihrem Gleichmaß.

Sie war wohl etwas heiterer geworden, aber sie blieb immer in sich, und wer mit ihr umging, lernte sie nicht kennen. Zudringlichen wußte sie geschickt auszuweichen, mit den Schauspielern war sie genügend freundlich, um nicht gehaßt zu werden. Ihre Haltung wehrte Unsauberes ab.

Der Umschlag trat in der Weltstadt in wenigen Tagen ein.

Sie erklärte sich zuerst ihr Erschöpftsein mit der unvertrauten Stadt. Die steinernen luftlosen Straßen betäubten sie. Die langen Wege waren mühselig, und

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

nirgends war Ruhe. Auch das Theater mißfiel ihr; es war in einer Passage; Kaufläden waren am Eingang. Das herzogliche Bühnenhaus, ein verwittertes Schmuckkästchen, stand in einem Kastanienwäldchen! Hier war alles nüchtern und ärmlich; die Garderoben, die Türen, die Gänge, die Bedienung. Es gab keine Stelle, an der sie aufatmen konnte, kein Konversationszimmer mit bequemen Sesseln; während der Proben hockten die unbeschäftigten Schauspieler wie ermattete Menschen umher, denen das Leben ausgezehrt worden war. Blaß, wortkarg und erschüttert, erledigte Zeugen bei einem Verhör, so gingen sie fort. Im Hause brütete das Entsetzen und Grauen der Qual- und Leidensdichtungen, die auf der „Neuen Bühne" gespielt wurden, ein trübes Licht webte um Latten, Kulissen und Wände. War es zu Ende, so mußte sie einen schmutzigen Kanal entlang gehen, über dem dicke Rauchschwaden hingen. Neben der Brücke lag der rußige Stadtbahnhof, von dem sie durch eine endlose Fahrt in einem schmierigen Mittagszug nach dem grünen Außenquartier kam.

Noch nach Stunden hämmerte es auf sie ein. Sie merkte, daß ihr Wesen nicht so robust war, daß es galt, etwas in ihr umzuschaffen, und ängstigte sich mehr und mehr.

„Sie tun so, als ob Sie sich schämen! Sie müssen mehr von sich zeigen!" So hart und klatschend sprach der Direktor aus der Gasse zwischen den Parkettsitzen und hob anfeuernd die Arme.

Es waren Gertenhiebe, unter denen ſie beinahe umſank. Und ſie forderten ihr ab, was ſie mit der begrenzten Kraft nicht erfüllen konnte. Ihre Ahnung beſtätigte ſich: daß ſie ein Werkzeug werden müßte, von dem andere nach Gutdünken Gebrauch machten.

Zu Martin ſo zu reden, wagte ſie nicht. Irgendwie trafen wohl die Kreiſe ihres Tages zuſammen, doch liefen ſie immer wieder entgegengeſetzt auseinander.

Nicht daß Martin über ſich geſchwiegen hätte. Er war oft ſehr redſelig, und ſo wußte eines um den andern, und um das, was ſtillſtand oder werden ſollte. Aber ſie drehten nur ihr äußeres Schickſal auf und ab und verbargen ſich voreinander, um ſich nicht mit Bekenntniſſen läſtig zu fallen.

Martin ordnete Dore ſeinem Tagewerk wie eine erwünſchte Pflicht ein. Dore wurde wieder die Couſine aus der Kindheit, das kleine dunkelbraune Mädchen, das immer ſo ſtill geweſen war. Er hatte ſich ihrer nur ſelten erinnert und ſie zuweilen faſt ganz aus den Augen verloren gehabt.

Wider Willen begann er zu merken, daß ſie ihm unentbehrlich wurde, und es laſtete auf ihm.

Sie war in ſeine Hand gegeben. Er ſcheute davor zurück, ſie ſich anzueignen. —

„Wozu? Es wäre ihrer und meiner nicht würdig.“ Er machte ſogar den Verſuch, ſich von ihr abzulenken.

Auf der Redaktion war ein zäher wirrer Tag. Einer reichte dem andern die Türe. Es war wie Rudern durch vermoortes Gewässer, die Glieder schmerzten ihn. In ein Dutzend Menschen mußte er hineinkriechen, sie behorchen und aus ihnen herausreden. Gezwungen war er, seine Verachtung zu verstecken, geschmückte Nutzmacherei gutzuheißen und talentlose Streber gläubig zu behandeln. Jeder, der von ihm etwas zu erreichen suchte, wies auf den zusammengeflickten Gesinnungsschild. Für Martin war schon der regelmäßige Anblick beleidigend. Diese Menschen waren wie der schwülstige Briefstil gewisser Kaufleute. Eine Abwesenheit kluger Umgangsformen war ihnen gemeinsam. Sie spielten alle so schlecht.

Fast jeder gebrauchte gelegentlich die eintönige Redensart: „Es ist auch im Interesse der Allgemeinheit." Und Jochner sah es fast jedem an, daß er log.

Aus reinem Widerspruch, den sich die Besucher nicht erklären konnten, stellte er sich gehörlos und machte es ihnen schwer. So oft sich die Türe schloß, bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

Es war immer dasselbe: Geschäft, Schacher um die Reklame. Und alle waren darin von Eisen.

Er ging fort, zu Dore, und hatte das trübe Gefühl, als ob er verregnet sei.

Sie lag seit Stunden auf ihrem Ruhebett und suchte Schlaf, einen Schlaf, aus dem sie am liebsten nicht mehr erwacht wäre.

Ein düsterer und unübersteigbarer Zaun umgab sie; sie war gefangen und konnte nicht einmal ausruhen. Sie war noch immer im Luftzug der Probebühne und mußte vorsprechen, jeden Satz etwa zehnmal. Unter ihr, neben ihr meckerte der Regisseur. Die leeren Ränge starrten wie Kiefer, und in dem gelblichen kalten Vormittagslicht klaffte das Theater, ein riesiges häßliches Zelt. Ein unerträglicher Dunst von modernden Stoffen und altem Holz erfüllte den Raum. Das Stück war schal und sinnlos; ein paradorer Dialog. „Geistige Akrobatik mit Schnörkeln!", bemerkte der Liebhaber. Alle lachten. Der Regisseur verbat es sich, es ging weiter, die Worte wollten beim sorgfältigsten Zusammenspiel nicht glaubwürdig und menschlich werden. Noch volle vierzehn Tage waren für die fruchtlose Arbeit angesetzt. Niemand unter den Schauspielern hoffte für den ersten Abend auf einen Erfolg. Und Dore wußte, daß sie diese Wochen nicht überstehen würde.

Als Martin kam, blieb sie liegen, zu müde um ihm entgegenzugehen.

Auf seiner Stirn zogen sich große Falten zusammen, er war einsilbig, der häßliche Tag klang in ihm nach.

Sie empfand es und sprach ihm zu, doch er wollte nichts sagen. Er fühlte nur den Druck auf seiner Brust und war viel zu niedergeschlagen.

Aber ihre Stimme tönte immer weicher und weiblicher. Und ihr Antlitz war eingeschleiert, war verstört. Sie war wie er.

Sie sah ihn suchend an, den Kopf in beide Hände gestützt, und er erblickte ihr hingebendes Gesicht.

Er merkte, noch ehe ein weiteres Wort gefallen war, wie sich etwas in ihm verschob.

Sie spürten sich, zögernd und stockend, indem sie einander entgegentasteten, wie sie es nie getan hatten, mit jenen nicht zu Ende gesprochenen Worten, die ganz schwüle Angst sind, die zitternde innige Luft zu zerzerstören, ganz Sehnsucht, sich zu verschmelzen.

Draußen dämmerte es. Dunkel senkte sich in das Zimmer, die Bäume vor dem Hause rauschten.

Dores Mutter trat ein. Dore richtete sich auf, verschränkte die Arme über den Haaren und schaute ihr stumm ins Gesicht. Die Greisin verschwand lautlos.

Sie fühlten den warmen Hauch der Körper, wie er sich zärtlich berührte, ineinanderströmte.

Die Worte brachen ihnen im Munde, fielen zu Boden und wurden zu Küssen. Die Lippen fieberten sich zu.

So empfing Dore Martin Jochners Leidenschaft und erwiderte sie und genoß den Trost einer kurzen Wonne, wie nur ein Mädchen, das ein langgehaltenes Feuer ohne Besinnen verschenkt. Über Martin loderte die Lust eines aufbrechenden Weibes hin.

Sie fiel in die Knie und umschlang ihn. Der Duft ihrer Haare und ihres Halses sengte über ihn hin, ein betäubender Geruch, der alles in ihm in Brand setzte. Heftiger preßte sie sich ihm entgegen; sie drängten aneinander, sie hielten ein und hörten sich leise keuchen.

Plötzlich ſchraken ſie zuſammen. Die fahle Luft vor dem Fenſter wurde durch ein ſauſendes Geräuſch erſchüttert. Grelles Licht, aus dem Fenſter auf ſie gerichtet, ſtrahlte ſie blauweiß und ſcharf an.

Auf einem eiſernen Träger, der ſich bis zur Höhe des Stockwerkes emporſtreckte, war eine große elektriſche Bogenlampe aufgeflackert und erhellte das ſiedende Zimmer.

Und die Beiden ſahen ſich.

Dores Haar hatte ſich gelöſt, hing wild um Schläfen und Hals. In Martins verwühltes Geſicht ſchnitt das Licht wie ein Meſſer.

Er riß die Augen auf, ſtürzte nach der Tür.

Sie blickte mit trunkenen Gliedern um ſich. So beugte ſie ſich noch hinaus.

Ohne umzuſchauen rannte Jochner auf der Straße dahin.

Zwei Stunden trieb er in dem nahen Wald umher. Als Mitternacht vorüber war, fand er ſich wie nach einem Schlaf in weichem Moos liegen, naß vom Nachttau und toterſchöpft.

Er erwachte nach einem ſtarrkrampfartigen Schlummer. Die Sonne brannte durch die Vorhänge. Er ſtand auf.

Die vergangene Nacht jagte dämmrig vorbei; es ſchien ihm, als ſei er vor einem großen Unglück bewahrt und er fragte ſich, ob er nicht alles nur geträumt habe.

Auf der Uhr rückte der Zeiger gegen Mittag. Seit Jahren hatte er nicht so in den Tag hinein geschlafen. Ängstliche Betrachtungen führten ihn mit sich fort, mit taumeligen Kopf schlich er in der Wohnung umher.

Im Hausgang erblickte er durch die Glastüre den Diener, wie er im Hofe Kleidungsstücke, mit grünen Flecken und lehmiger Erde bedeckt, an der Sonne zu trocknen und zu reinigen suchte. Klöpfer mühte sich sehr ab, er bürstete mit angestrengtem Gesicht darauflos.

Martin erschrak. War er denn krank?

Ein schamhafter Widerwillen setzte sich in ihm fest. Was war denn gestern bei Dore gewesen?

„Es fehlt mir vielleicht etwas. — Ich sollte mich an einen Arzt wenden. Aber hatte es Sinn? — Die Ärzte sind bloße Maschinisten, höchstens Techniker. Einen Künstler, der mir helfen kann, gibt es nicht."

Die Unruhe über sein Betragen blieb bei ihm, er fürchtete sich vor den eigenen Grübeleien. Es war ihm, als müsse er sich durch einen Gewaltstreich selber begnadigen.

Am Schreibtisch wollte er an Dore einige Zeilen richten. Klöpfer sollte den Brief sofort überbringen. Vergeblich strengte er sich an. Er zerriß an zwanzig Bogen und gab es auf.

Im verschnürten Nachtgewand stand er am Fenster und beschloß Dore lieber am Abend aufzusuchen.

Die Sonntagmenschen gingen vorüber. Sie zeigten

ihren Putz an der Sonne. Als ob ihr Leben nur aus einem solchen Spaziergang unter einer Lindenallee bestünde, setzten sie feiertäglich die Füße und schritten wie nach den stolzen Tönen einer unhörbaren Polonäse dahin, alle beglückt von dem unabhängigen hellen Tage und gehoben wie bei einem Fest, das die tausend Farben der Welt verspricht und seine Musik vom vornehmen bis zum ausgelassensten Klang steigert.

Währenddessen hörte Martin den Diener eilfertig und dienstwillig am Telephon unterhandeln.

Klöpfer meldete wichtig, Herr Baren habe schon am vorhergehenden Abend fragen lassen, ob er den Herrn Doktor zum Frühstück erwarten dürfe. Martin sagte zu.

In dem kleinen Saal mit den roten Atlastapeten und der Zigeunermusik traf man Journalisten, Künstler, Dichter, sehenswerte Menschen aller Art. Der Botschafter verstand sich auf eine gute gesellschaftliche Mischung. Und wenn er schon geschickt darin war, seine Mahlzeiten mit egoistischen Zutaten zu würzen, so sprangen die Eingeladenen doch mit beiden Beinen in diese Zerstreuung hinein. Sie versagten auch nicht, sobald es ihm gefiel, den Nachtischmenschen etwas abzutasten. Aber er gab auch, indem er nahm. Er sprach selbst sehr viel, verbarg sich nicht unter billigen Anekdoten, vermied die Pflichtmiene, und wagte menschliche Worte.

„Ich horche nicht aus," sagte er von sich, „aber wenn

ich plaudere — plaudert der andere mit. — Mein Verfahren!"

Jochner fand den Kreis der Gäste geschlossen vor.

Auf einem Sessel mit hoher Rücklehne thronte der Tafelmajor, Baren der Botschafter, unmittelbar unter einem Fries von ausschweifend farbigen Wandbildern. Er hielt die Hände wie die Schalen einer Wage und machte Gesten nach rechts und links.

Sein fleischiges Gesicht glänzte Martin Jochner grüßend zu. Es hatte etwas von einem würdigen und lebensfreudigen Renaissancekardinal.

Ein Schriftsteller, Staatssekretär in einem ausländischen Unterrichtsministerium, war da; einer der Geister, die Jochner bewunderte.

Das Gespräch prasselte. Die Teilnehmer fühlten sich als einiger Zirkel, in dem man das hausbackene Tafelgewäsch ausschaltete. Man warf sich gute Bemerkungen wie Bälle zu, jeder war dem andern dankbar. Es war ein Spiel, bei dem sich alle in die Hände arbeiteten. Politische Fragen wurden vermieden. Jochner tauchte völlig hinein. Er war geistig bewegt und glitt nie aus. Was er sagte, trug ihm zubilligende Blicke ein. Die Welt lag wieder weit und reich vor ihm. Er glaubte wieder etwas in dieser Welt zu bedeuten und ertappte sich verwundert bei guter Laune.

Einige junge Leute fanden, man solle sich noch nicht trennen. Der Himmel über dem Garten hatte kaum einen abendlich dunklen Saum, man fuhr noch

ins freie Land hinaus. Der Staatssekretär schloß sich an.

Am Ufer eines Waldsees ließ man sich nieder. Ein Sonntagsschiff mit Abendvolk rauschte nach der Stadt zurück. Die Leute sangen. Ein wetternder Marschtakt erscholl.

Alle unterbrachen sich.

Ein bärtiger Herr mit einem Einglase bemerkte: „Töne wie Schüsse, Strophen wie Salven", und biß die Lippen.

Man rückte auf den Stühlen.

Jochner antwortete ruhig: „Es ist schön und kräftig."

Die Hymne schwang weiter, einer wollte mehr wissen.

Es war das alte historische Nationallied. Jochner übersetzte den ersten Vers.

Er schlug peinlich ein, und es wurde still.

Der Staatssekretär wandte sich plötzlich an Jochner: „Zu welcher Partei gehören Sie? Waren Sie schon Abgeordneter?"

Martin nannte kurz den Namen einer Partei.

Ein andrer fragte ihn, ob er immer Journalist bleiben wolle.

„Die Fachleute läßt man bei uns an ihrem Platz," sagte Jochner und man sah, daß er — über die Frage weg — etwas in sich hinein dachte.

„Und die Journalisten —"

„Sind da, um immer zu schreiben."

Sie begaben sich nach der Rückkehr zu einem Trunk. Martin ging mit. Es wurde spät.

Man bot die Nachtzeitungen aus. Und im Anschluß an die Nachrichten aus dem Balkan rollte das Gespräch in die Politik hinein.

Ohne daß er sie herausgefordert hatte, stand die Gesellschaft wie aufgepeitscht vor Jochner, mit heftigen Fragen und giftigen Anwürfen.

Martin sah sie an: Menschen mit aufgeschwemmten Weingesichtern zankten unbelehrbar auf ihn ein.

Übernächtig wach ging er die unwirtlichen Straßen.

Er war mit den Ausländern doch noch in guter Form auseinandergekommen. Nicht einen Augenblick war er zornig gewesen.

Er kannte das. Es mußte so sein; war nicht zu ändern. Oder nur mit Gewalt. Er wußte es von früher; brauchte gar nicht nachzudenken.

Er hätte auch nicht denken können. Er war ein seelenloser Apparat, der empfing und weitergab, sein Gehirn gehorchte dienstlich, auf der Redaktion und draußen.

Die Wohnung lag noch weit, keine Droschke war frei, er ging zu.

Die Straßen schienen ihm trostlos und lang; stumm und gleichförmig paradierten die Fassaden und Bogenlampen. Ein ruhender Markt war die schwarze Stadt,

ein quadratisches Einerlei. Schachtelreihen waren die Häuser, Schubladen die Stockwerke.

Und es hörte auch in der Nacht nicht auf. In den Auslagen brannten die Glühbirnen. Galerien von Lackschuhen, Radfächer aus Seide, Puppen in Damenwäsche standen vernunftlos in dem überschüssigen Licht und riefen die Spätgänger an: Kauft! Kauft! Es war unnatürlich.

Martin wandte sich nach der andern Seite der Straße. Ein weißhaariger Türsteher in Goldborten gähnte vor dem Nachtcafé. Der Name leuchtete darüber: „Mysterium-Bar". Ein schmächtiges Geschöpf trat behutsam und allein heraus und flüsterte mit dem Pförtner. Er fuhr ihr — wie ein Hirt dem Hammel — mit der Hand über den Rücken, stellte den funkelnden Stab weg und gab das Geld. „Ist wieder Ihre Zeit, Fräulein! Weiß schon." — Martin verstand. Drinnen spielten sie einen Negertanz, und man klatschte. Das Mädchen machte sich davon; sie sah Jochner nicht an und überholte ihn. Er war ihr zu ernst. Lange geknickte Reiherfedern hingen ihr vom Hut und streiften den mageren bloßen Hals.

Martin bog ab.

Die nächste Straße war zur Hälfte gesperrt; vor den nackten Ziegelmauern alter abgerissener Häuser erhoben sich Gerüste. Der Bretterwand entlang liefen Plakate. Ein neues Warenhaus, ein neues Restaurant wurde gebaut; eine neue Seitenstraße wurde gebrochen; die neue

Endstation der unterirdischen Bahn stieg aus der Erde. Auf der höchsten Gerüststange ließ ein Tannenbaum die Bänder flattern. Der Tunnel war durchgeschlagen.

In dieser Stadt war nichts fest und unverrückbar. Unaufhörlich zerstörte sie sich, und stand auf, größer und größer. Von der Bretterwand hallte Martins Schritt zurück: Was vergrößerte sich da?

Er ging im alten Viertel, das Pflaster war leer. Vor dem verstaubten hohen Miethaus mit den Inschriften auf den Fensterscheiben zog es an ihm.

Schaute nicht, ganz oben, unterm Dachgesims, der alte Redakteur herunter? Aber es war ja nicht möglich. Es war nur ein Schatten und ein Lichtschimmer.

Er sah und hörte ihn. Im Frack, den Stock zierlich in der Hand, wie ein Rokokoherr, und den Zylinder auf dem schmalen Kopf, spazierte er an dem Kongreß-Abend durch die Alpenstadt. Die grauen Locken fielen auf die Schultern, auf dem Seehintergrund brannten die Berge. Er genoß es und kicherte den Mädchen nach. Schauspielernd legte er die Nikotinfinger flach auf die Brust und sagte: „Zuhause bin ich schon Staub, eine lebende Leiche." Eine erstickte Glut war unter seiner Haut.

Sie waren zurück und hockten in seinem arabischen Zimmer mit den schiefen Dachstockwänden, tief unten klang die Weltstadt.

Der Alte machte eine wegwerfende Handbewegung über die verräucherten Kissen und Teppiche: „Stammt von meiner einzigen Reise, aus dem Orient! Ein Viertel-

jahrhundert her! Heute riecht es wie ein alter Pfeifenkopf."

Er wurde lebhafter: „Ich wollte auch einmal irgendwohin — weg aus der Tintenstube, wo das Elend von der Decke heruntertropft, gewaschene Hände haben und mir Wind um die Nase streichen lassen. Nebenbei bemerkt: Was ich über den Ausflug schrieb, war der Redaktion zu ‚philosophisch'. Es ist dann ein Buch geworden."

Er zündete eine Kerze an, stieß eine Seitentüre auf und ging voraus.

Das Bett stand in der Mitte, an den Wänden waren kleine stockfleckige Blätter, jedes mit Nägeln befestigt.

„Mein Werk — der einzige treue Leser schläft zwischen den Seiten," erklärte der Redakteur freundlich und sicher, ohne eine Spur von Scham.

„Und das ist nicht alles!"

Er deutete noch auf den Fußboden.

Die Diele war ein Schachbrett aus kleinen Bildnissen, Ansichtskarten, Photographien und Zeitungsausschnitten. Bekannte Gesichter sahen auf: Dichter, Gelehrte, Musiker, Maler, Schauspieler, Fürsten, Politiker und auch einige Denkmäler.

Der Alte leuchtete liebevoll hin.

„Das ist mein Tritt-Garten und er ist vollzählig. Niemand ist vergessen, der unter meine Füße gehört. Ich habe auch die Vergangenheit aufgenommen. Sehen Sie nur nach!"

Das Licht beſchien leere Geſichter in großer, denkeriſcher und leidenſchaftlicher Poſe.

Draußen rauchten ſie weiter.

Erſchütternd ſeelenruhig ſagte der alte Mann:

„Sie glauben, ich bin ein hoffnungsloſer armer Teufel von Zyniker? — Ich fühle mich ſo wohl. Mindeſtens ſo wohl wie die andern, die nicht ahnen, wie krank ſie ſind. Sie, mein Lieber, ſind nur noch nicht ſo weit. Sie ſind noch ein Streber — aber mit guten Zügen. Es wird ſchon kommen."

Sie redeten bis zum hellen Morgen.

Eine Bahn klarer Sonne fiel auf die Kiſſen, furchtbar ſteinern und ſcharf ſah der Alte in der Morgenhelle aus.

Er ſchüttelte die Arme und ſprach:

„Wir müſſen hinauf! Auf die Spitze der Pyramide! Von außen muß es uns werden, wie durch ein Erdbeben, einen vulkaniſchen Ausbruch, eine Kataſtrophe. Das macht alles gut. — Waren Sie an einem Sterbebett, bei einem großen Unglück? Haben Sie Menſchen betrachtet bei einem ſchauderhaften Ereignis? Da geht es mit einer Blendlaterne über die Geſichter. Da können alle ſehen, da haben alle Augen. Laſſen Sie mich bei meiner unendlichen Unzufriedenheit! Je mehr ihrer ſind, deſto beſſer! Wenn es vorwärtsgeht, ſtellen die Unzufriedenen, ſo ſage ich Ihnen, die beſten Truppen. Sie ſind immer bereit. Die Zufriedenen beſſern die Welt nicht. Alle Genies waren ſchrecklich unzufrieden!"

Und er ſetzte ſich müde in eine Ecke und nickte ein...

Bewegungslos ſtarrte Jochner auf das Fenſter unter dem Dachgeſims. Es rührte ſich nichts.

„Der Herr iſt ſchon ſeit drei Jahren tot . . .“ Am Telephon, als er ſich nach langer Zeit wieder nach dem Sonderling erkundigt hatte, gab jüngſt irgend jemand von der kleinen Parteizeitung den Beſcheid: „Der Herr iſt ſchon ſeit drei Jahren tot!“

Tief in ſich zuſammengeſunken ſetzte Martin ſeinen Weg fort. Zuhauſe fand er ſtundenlang keinen Schlaf.

Dore wartete auf Martin Jochner ſeit der Morgen dämmerte. Ihr war, als müßte ſie ihn mit Tagesbeginn wiederſehen.

Tauſendmal zog das Leben, ein endloſer, traumwirrer Streifen, mit verſchlungenen Stätten, Tagen und Geſtalten an ihr vorbei. Sie ſah ſich jung, ſah ſich älter; der tote Vater und die kindliche Mutter blickten und ließen ein ſtummes Schickſal ahnen; ein taumelnder Nebel war ausgebreitet. Nur eines ſchimmerte über allem: Ein Mann. Er war weich in alles hineingewoben, und ſie ſagte ſanft: Es wird ſein.

Über ihr wich der ſchwarze Himmel zurück, und nahm ihr die Angſt. Ihr kalter Tag wollte ſich erwärmen, und ſie war neugierig, wie es geſchehen würde.

Sie rechnete nicht, ſie war erobert und aufgelöſt.

Und ſie war entſchloſſen ſich aufzulöſen. An neue Tage und Nächte wollte ſie ſich verlieren. In ein Flammenbad wollte ſie ſtürzen, Eigentum ſein von Sturm, Glut und

unermeßlichen Wonnen, beſeſſen ſein von zarten und gütigen Armen. Überſtrömt war ſie von dieſer Luſtſehnſucht. Und ſonſt wußte ſie nichts. Alles andere lag entfernt und beſchattet. Und ſie ſtand auf einer freien Höhe und ſah nicht hinab. Sie wollte nur lieben. Es durfte nicht von ihr gehen.

Zu einem reifen Weib, in dem die Sinne emporſchlagen, kommt die Liebe, ein Luſtfieber ohne Grenzen. Sie breitet kühner und ſtärker die Bruſt hin als eine Zwanzigjährige. Der Rauſch der Jungen iſt zag und ſchamhaft; ſie fürchten ſich vor der Flut. Die Aufgeblühten lieben bewußt, ſie zögern nicht, ſie ſind furchtlos. Sie halten ſich nicht, ſie geben ſich willig preis. Sie ſegnen ſich, ſie geloben ſich, um der Liebe willen betäubt und närriſch zu ſein.

Es wurde grau — auf der fernen Straße läutete die erwachende Straßenbahn — als Dore die Decken zurückwarf und mit bloßen Füßen ans Fenſter trat. Das ſpärliche Licht fiel ins Zimmer. Sie wollte von dieſem neuen Tag keine Stunde vermiſſen. Zitternd und ſchwankend ſah ſie allem entgegen, was er ihr bringen würde, dem Morgen, dem Mittag, dem Abend und der kommenden Nacht. Sie glaubte mit einem andern Körper in dieſen Tag hineinzuſchreiten.

Wie gut, daß ſie ſchon morgen die engen und kleinlichen Zimmer verlaſſen und ihre eigene Wohnung beziehen ſollten, mit den alten Möbelſtücken, an denen ſie hing.

Sie sah sich und Martin in dem neuen Zimmer. Sie schauten gemeinsam in den kleinen Kieferngarten hinaus und ruhten wunschlos.

Auf dem Dach gegenüber flammte die Sonne auf, sank tiefer herab und glänzte über die Fenster. Die Straße wurde hell, der Himmel flimmerte blau und leicht übernebelt. Es war Tag.

Ein Fuhrwerk mit Milcheimern hielt an, auf den Gängen der Pension wurde gekehrt. Jemand sammelte vor den Türen Kleider und Schuhe auf. Dore hatte es gestern Abend vergessen.

Die Halbschuhe standen noch vor dem Bett. Sie kramte einen Lappen hervor und fuhr über das Leder.

Auf einmal hielt sie ein. Vor dem Hause, genau unter ihr, gingen regelmäßige Schritte. Mit den Schuhen in der Hand flog sie ans Fenster. Die kalte Frühluft strömte schneidend entgegen.

Ein plumper junger Mann, den Strohhut ins Genick heruntergehängt, wandelte, den Stock im Kreise schwingend, in der Mitte des Fahrdammes auf und ab. Aus der Türe des Nachbarhauses stürzte durch den Vorgarten ein rotblauer Mädchenkopf, eine flatternde weiße Schürze, auf ihn zu. Der junge Mensch ließ das verliebte Dienstmädchen gelassen an sich herankommen.

Er entdeckte Dores helles Morgengewand und sandte ihr, indem er sich stämmig reckte, aus seinem Schnurrbartgesicht einen Blick.

Eine Uhr schlug siebenmal in diesem Augenblick.

Dore ſchloß das Fenſter.

Die Mutter erſchien, um Dore zu wecken und fand das Zimmer mit aufgeriſſenen Koffern verſtellt, alten meſſingbeſchlagenen Reiſekiſten, die ſeit Wochen unberührt vor der Türe ſtanden. Strümpfe, Wäſcheſtücke, Kleider, Theaterkoſtüme und Schuhe waren ausgeſchüttet und bedeckten Tiſche, Stühle und Bett.

Dore kniete vor dem kleinen Spiegelſchrank, hatte eine Unzahl von Schachteln geöffnet, nahm, an ihrem Haar neſtelnd und ſteckend, einen Hut um den andern und legte ihn zur Seite.

„Willſt du ausgehen?“ fragte die Greiſin.

„Vielleicht,“ antwortete Dore, und drehte ſich nicht um. Sie ſetzte einen breitrandigen Strohhut mit einer weißen Feder auf und bat die Mutter, ihr eine Bluſe zu ſchließen.

Den Hut nahm ſie erſt ab, als ſie nach Stunden vergeblichen Wartens, ohne zu eſſen, bei Tiſch ſaß.

Nachmittags ſchleppte ſie ſich ermüdet von einem engen Zimmer ins andere. Bei jedem Klingelzeichen ſcheute ſie auf und horchte. Um die gleißende Sonne nicht mehr zu ſehen, verhängte ſie die Fenſter.

Der Tag verſtrich.

Sie begab ſich mit der Mutter, hoffend, ihn bei der Heimkehr zu finden, auf die heiße und ſonntäglich öde Vorſtadtſtraße.

Nach der neuen Wohnung wollte ſie gehen; es war nur eine kurze Strecke.

Ein Klavier, ein großes Büffet, zerlegte Gestelle, alles stand, aus dem Stroh gepackt, zerkratzt und fleckig umher. Die Handwerker hatten kaum mit der Arbeit begonnen. Es roch nach frischer Farbe und Kleister. Der Boden war schwarz von Schmutz.

In einem verfinsterten Raum sank Dore traurig auf einen zusammengerollten Teppich, alles erschien ihr so zwecklos.

Der Abend sank, die Sonne verblaßte.

Heimgekehrt erschrak sie: Sie war ungeheuerlich getäuscht und gedemütigt. Dann nahm sie der Zorn.

Und sie weinte vor Wut, unwürdig und ratlos, in die Nacht hinein.

Der Tag brach lastend an, aber ihr Zorn war niedergebrannt, in den Kissen erstickt. Sie wollte stolz sein.

Am Morgen klopfte der Theaterdiener an; der Spielplan war verändert worden, sie mußte unvermutet am Abend auftreten. Gleich darauf rückte Lisbeth Schumann mit ihrer Zofe auf, um den Damen beim Einpacken zu helfen. Sie schickte Dore, damit sie sich für die Vorstellung ausruhen könne, nach ihrer Wohnung. Dore mußte versprechen, nach dem Theater mit der Mutter ihr Gast zu sein. Lisbeth war sehr energisch: „Um neun Uhr sind Sie fertig! Vielleicht lade ich noch jemand dazu. Sie brauchen Erholung, ich seh' es. Und bis Sie in Ordnung sind, schlafen Sie beide bei mir!"

Dore ließ alles mit sich geschehen; ausgekühlt und

willenlos, war sie froh, von einer fremden Kraft geleitet zu werden.

So begann der Umzug. Gepflegt und getröstet ging sie, wie von einer Krankheit erstanden, an ihre Pflicht.

Der Tag teilte sich schnell auf, gegen Abend fuhr sie nach der Stadt.

Als sie sich in der Garderobe auskleidete, lagen die letzten sechsunddreißig Stunden schon verschwommen zurück. Aber ihre Haut war blutlos, und sie mußte viel Rot auftragen.

Das Spiel fiel ihr leicht. Sie wurde reichlich beklatscht. Ihr Partner, der alte Schauspieler, steigerte den Beifall; er trat erst aus der Kulisse als sich der Vorhang zum zweitenmal senkte. So wurde sie mehrmals gerufen.

Der Direktor stellte sich ein und beglückwünschte sie, der Regisseur folgte seinem Beispiel. In der Garderobe fand sie einen Korb mit blauroten Rosen. Sie hatte sonst alle Blumen von namenlosen Gebern den Theaterdienerinnen geschenkt, den Korb ließ sie in den Wagen der Schumann schaffen, der sie abholte.

Der Wagen flog eilig nach der Vorstadt hinaus, zu ihren Füßen schaukelten die Blumen.

„Ob sie von ihm sind?"

Aber es schien ihr nicht glaubhaft. Daß sich vielleicht ein anderer ihr nähern wollte, war ihr jetzt nicht mehr unbehaglich.

Inzwischen war Martin von der wimmelnden Mon-

tagsarbeit in Beſitz genommen. Wie gehetzt war er, und er hatte keine Zeit, ſich über ſich ſelbſt zu wundern. Aber in der erſten freien Minute ſchlug er ſich, während er in einem Gaſthof der inneren Stadt zu ungewohnter Zeit das Abendeſſen hinunterſchlang, vor die Stirne. Er ſchob die Teller weg und ſtürzte, ohne zu zahlen, durch die doppelte Reihe der Kellner. Aufgeſchloſſene Springwaſſer ſtiegen in ihm empor; er warf ſich ſein Säumen vor, er beſchuldigte ſich. Er mußte es gut machen.

In der Penſion war Dores Fenſter dunkel. Er entſann ſich der neuen Wohnung und jagte hin. Hier war Licht. Er läutete; ein Arbeiter trat mit einem Hammer unter die Türe und ſagte auf alles: „Ich weiß nicht."

Wieder auf der Straße fiel ihm an einer Anſchlagſäule ein rot überklebter Theaterzettel auf. Sie ſpielte!

Er rechnete aus, daß er ſie noch am Stadtbahnhof auffangen könnte. Er raſte in die Stadt zurück und ſtellte ſich an der rauchigen Brücke auf, über die ſie kommen mußte. Fünfzig weibliche Geſtalten liefen ihm unter den Laternen entgegen. Am Bühnenausgang erfuhr er dann, daß ſie längſt fort war. Er nahm es wie einen verdienten Fluch.

Bei Lisbeth Schumann trat zur ſelben Stunde Joſeph Dorn zum erſten Male Dore von Stehrheimb gegenüber.

Alle Adern klopften in ihm, er wußte nicht, wie er die bebenden Hände verſtecken ſollte. Trotzdem ſprach

er so wenig unbeholfen, daß Lisbeth nicht, wie sie gemeint hatte, den ganzen Abend den Takt schlagen mußte.

Es hatte wie eine alltägliche Neigung im Zuschauerraum begonnen.

In einem gleichgültigen Salonstück hob und senkte sich der Dialog, das berechnete Wortspiel, als eine dunkle Frauenstimme sein Ohr traf; der Unterton, der darin schwang, ergriff ihn. Dorn war, um das Instrument zu hören, aus dem die schöne Musik quoll, wieder und wieder im Theater. Nach und nach weidete er sich auch an Dores Zügen, ihrer Gestalt, ihrem Wesen. Er lernte jede Geste an ihr kennen, und deutete sich die kleinste Veränderung auf seine Art. So verliebte er sich, und lächelte über sich, als er es merkte. Denn es war ein zahmes Verliebtsein, wie in einen Gegenstand, in ein Dasein, dem man sich nicht verbinden kann. Und er war nicht verbittert, wenn er sich sagte, daß er nicht der Mann sei, um sich einer Frau aus solcher Ferne berechnend und abenteuernd zu nähern.

Leise strich er über den Samt der Logenbrüstung.

Seine Arme waren immer leer geblieben.

Unter ihm, auf der Bühne, klang diese Frau und bewegte ihn; fatalistisch gab er sich hin, willens, nicht mehr zu fordern.

Bis dann Lisbeth Schumann in einem Streit mit dem Hausverwalter alle Instanzen übersprang und in seiner Grundkreditbank, der die Häuser der Villenvorstadt gehörten, aufgebauscht vor ihm stand. Es war eine

Gelegenheit. Ein Strich mit der Feder, und sie wurde seine Freundin. Sie sprachen sich zusammen. Lisbeth selbst schwärmte von Dore. Da konnte er nicht mehr schweigen, und alles geschah mit so viel Selbstverständlichkeit, daß er sich nicht schämen mußte.

Die Schauspielerin stattete ihren Dank so schnell und zuversichtlich ab, daß es ihn bestürzte. — Was tat er denn da? — Doch er fügte sich; es sollte seinen Lauf nehmen. Nicht er war es ja, der stürmte; etwas wollte sich an ihn drängen. Ausweichen durfte er nicht.

Und sie war es.

Er überwand seine ungesellschaftliche Schwere. Still und ehrerbietig ließ er auf ihr die Augen ruhen. Ihr Anblick, ihm so nah gebracht, enthielt viel mehr, als die Bühne abspiegeln konnte. Dore war ihm der reine Schein eines edlen und ernsten Lebens, das seinen kalten und verdorbenen Tagen ein lang gewünschtes Glück versprach. Behutsam nahm er ihren Anblick hin, sein Blut strömte besänftigt; er vertraute sich an. Dore aber zog sich weniger vor ihm zurück, wie sie bei einem andern Werber getan hätte, der schon beim ersten Zusammensein — und nicht einmal in einer Spirale — auf sie zuging. Als der Abend zu Ende war, da verabredete man schon für den kommenden Tag eine gemeinsame Spazierfahrt und einen Besuch auf Dorns Landsitz, auf dem er, wie er den Damen offen und unfeierlich sagte, seit Jahren keinen Besuch empfangen habe.

Nach fünf Tagen hielt Joseph Dorn in aller Form

zur Mittagsstunde um Dores Hand an. Die Mutter hörte ihm angestrengt zu. Sie dankte ihm mit überhöflichen gezierten Worten und wies ihn an die Tochter.

Gefaßt wie er war, zuckte der Freier mit keiner Wimper, als sich Dore eine Bedenkzeit von zwei Wochen erbat, nicht ohne ihn aufzufordern, während dieser Frist so oft zu kommen, wie es ihm gefalle. Was sie sich sagten, war so, als ob es nach einem Gesetz vorausbestimmt gewesen wäre, das dieser Mann in sich trug, und das er in ihr zu finden glaubte.

Sie sah ihm durch die Fensterscheiben nach. Zufrieden, fast gleichmütig stieg er ein. Sein schon faltiges Antlitz war klar und unaufgeregt.

Erhitzt sprach die Mutter auf Dore ein. Aber Dore blickte sich mit leeren Augen im Zimmer um, scharfe Falten entstellten ihren heftig eingebissenen Mund.

Die alte Frau fuhr entsetzt auf und sagte begütigend: „Tu' was du willst!"

Dore streichelte ihr die Wangen und ging hinaus.

Martin kam in diesen Tagen wiederholt. Er traf Dore immer mit Lisbeth Schumann und Dorn. Sie grüßte ihn mit einem unbewegten Gesicht. Der neue Freund des Hauses und er hatten sich nichts zu sagen.

So oft er sich ihr gesondert zuwenden und in einen leisen anspruchsvollen Ton fallen wollte, wurde sie absichtlich laut. Es schien ihn nicht zu kränken.

Einige Tage verstrichen, und er sprach wieder vor. Dore war mit dem eigentümlichen Mann allein.

Sie blickte gleichgültig. Er verabschiedete sich schon nach einer halben Stunde.

Dore war in diesen Tagen mit einem Netz von Tätigkeit überspannt. Mehrere Abende hintereinander stand sie auf der Bühne, tagsüber fuhr sie mit Lisbeth Schumann in der Stadt umher. Die neue Wohnung schien ihr am Herzen zu liegen. Sie trotzte sich Zeit und Mühe ab, um jede Kleinigkeit selbst zu besorgen, konnte sich stundenlang Teppiche aufrollen lassen, führte langwierige Verhandlungen mit Handwerkern und entdeckte immer noch etwas Unvollkommenes. Als ob sie sich für ewige Zeiten in der neuen Behausung festsetzen wollte und kein anderes Ziel mehr hätte. Sie war aber sehr reizbar. Ein ungeschickter Tapezierer konnte sie aufbringen, ein Löffel, der auf einem Teller klirrte, machte sie zornig. Manchmal empfand sie sich wie ein überfülltes Gefäß, das sich fortbewegt und immer in Gefahr ist, überzuschwenken. Sie war wie neben sich selbst, hörte sich reden und sah sich gehen, irgendwohin. Ja, wohin denn? — Es war doch wenigstens ein Weg.

Nachmittags jagten Dorns Pferde vor ihr her; die Sonne glühte durch schwarze Tannen; die alte Mutter plapperte mit Dorn; die Schumann spielte die entzückende Dame von Welt; abends strahlte das Rampenlicht, Worte stiegen körperlich in der Bühnenluft auf; dieselben Worte zu derselben Stunde. Eines Abends überfiel sie ein Frost.

Sie warf sich willig in das Fieber hinein, es war ein wohlig heißer und bewußtloser Flug ins Nichts.

Kaum war sie fieberfrei, erhielt Dorn ihr Jawort. Ohne daß er es verlangt hatte, gab Dore zu erkennen, daß sie sich vor der Hochzeit für immer vom Schauspiel zurückziehen wolle.

Einige höflich teilnehmende Zeilen Martin Jochners ließ sie unbeantwortet.

Weiter genesend war sie noch einige Tage ins Haus geschlossen. Sie lag hustend und nachdenklich umher. Niemand durfte zu ihr, weder Lisbeth noch Dorn. Sie schützte Schwäche vor.

Die Mutter beugte sich oft über sie: „Wie ist dir, Dore?"

Sie erhielt nie eine Antwort. Stundenlang konnte Dore, ohne zu sprechen, vor sich hinstarren, mit ruhelosen gequälten Augen.

Als die alte Frau eines Tages vor sich hinzuweinen begann, sagte Dore leise: „Ich gebe mich auf!"

Verständnislos fragend wiederholte die Mutter das Wort.

Die Reise nach dem Süden war im Sinne des Arztes, der sonst nichts anzuordnen vermochte, und im Sinne Dorns, der den Frauen in Mittelitalien begegnen wollte. Und Dore war ebenfalls sehr einverstanden. Nach und nach schien sie wieder heiterer. Sie sprach fast stets von der Reise. Die Mutter war glücklich, und

Lisbeth fand, daß Dore nach ihrer Krankheit einen triumphierenden Gang angenommen habe.

Mitten in den Zurüstungen für die Reise entschloß sie sich für den Abend in der Villa Werdsee. Und erst an demselben Abend schrieb Dore plötzlich an Martin Jochner.

Sechstes Kapitel

Das Waldufer am Werdsee kam Dore und Martin mit hohen Tannen finster und groß entgegen.

Minuten vergingen mit Schweigen und Wandern.

Auf Dore fiel es, sie sei unbedacht gewesen. Sie entdeckte, daß sie mit Martin allein war. Und sie wünschte sich unvermittelt, daß sie wieder in dem hellen Licht der Säle wäre.

Unwillkürlich blieb sie stehen.

„Ich kenne mich nicht aus ... Wir hätten doch nicht zu Fuß gehen sollen!"

Es klang betreten.

Martin merkte es nicht. Er spürte dumpf, daß er etwas berauscht war. Seine Augen blickten schwankend. Über den See zitterten wogende Schatten.

Er hob die Hand und wies auf den undeutlichen brandigen Himmelsrand:

„Dort ist schon wieder die Straße, wir sind in einer halben Stunde bei dir! Kennst du den Wald nicht mehr?"

Er redete langsam und angestrengt.

Vor Dore dehnte sich der Weg wie ein finsterer Gang hin. Aber allmählich begannen ihre Augen im Dunkeln

zu unterſcheiden; ſie erkannte die Gegend, den Hügel, den ſie noch vor wenigen Wochen erſtiegen hatten, um ins grüne Land hinauszuſehen, das hohe Kreuzgitter der Brücke am Ausfluß des Werdſees, wo immer fußhoher Staub war, und den Saum der Vorſtadt mit dem Ausſichtsturm, hinter dem ihre Straße lag.

Am Ufer gegenüber brach am Fuß des Höhenwaldes ein Nachtzug der Vorortbahn aus dem Tunnel heraus. Die Wagenfenſter glitzerten auf dem See, der Zug dröhnte weiter und verſchwand.

Sie ſtanden, ſahen zu, wie das Licht auf den Waſſern verglühte und hörten den Widerhall aufſchlagen, der von allen Seiten aus den Wäldern zurückkam.

Es war, als ob Licht und Laut des fahrenden Zuges den Schlaf der Bäume geſtört und die ruhenden Waſſer bewegt hätten. Aus dem Innern des Waldes pfiff ein leichter Wind durch die dunklen Stämme, am Ufer gurgelten die Wellen. Ein leiſes Kniſtern ging über den nadelbeſäten Boden, zu ihren Häupten, in der Höhe der Tannen zerbrachen die mürben Zweige.

Dünn und ſchneidend glänzte die Mondſichel, die Sterne flimmerten matt; der Wald lag mit einmal hell und weißlich im Licht, an den Sträuchern waren die Blätter voll Tau.

Martin ſagte, es ſei zu kühl und feucht für Dore, um ſtehenzubleiben. Sie gingen weiter.

Dore war nicht mehr ſo zuſammengepreßt. Sie ließ es geſchehen, daß Jochner an einer Stelle, an welcher

der gestufte Pfad über glatte Wurzeln berganstieg, nach ihrem Arm tastete, um ihr zu helfen. Eine gute Strecke legten sie laufähnlich zurück.

Auf Jochner drückte der genossene Wein. Er fühlte sich unfähig. Er war entschlossen zu sprechen, aber er wußte nicht, was er sagen sollte. Minute um Minute verstrich, es wurde immer quälender.

Ihm fehlte jeder Schwung, seit Dore mit ihm so einsam war. So oft er zum Reden ansetzen wollte, griff er ins Leere.

In hellen und dunklen Streifen sah er alles vor sich. Bäume wallten an ihm vorbei, in einem steilen und starren Zug. Kaum konnte er Schatten und Festes wahrnehmen.

Schwere und wuchtige Gedanken wollten sich in seinem siedenden Kopf bilden. Aber ein heißer und rauschender Strudel tobte in ihm und riß alles mit. Und doch schien es ihm, als ob etwas in ihm erwachen wollte. Etwas regte sich und wollte hervorbrechen, noch ehe er furchtbar erschöpft zusammensank.

Er raffte sich auf und hob unvermittelt den Kopf.

„Höre mich an, Dore!"

Es war so ächzend, daß sie zusammenfuhr.

Er wiederholte, bittend und heiser:

„Höre mich an, und schau' mir ins Gesicht!"

Er hatte sie losgelassen; sie sollte stehenbleiben.

Aber sie ging weiter und sagte hart:

„Sprich doch nicht so!"

Es war ihr erstes Wort, einen Zweig riß sie dabei von einem Busch ab. Ihre Augen trafen sich. Mit einer Kopfwendung, die wie ein Hieb war, gebot sie ihm, ihr zu folgen.

War das Dore? Er sah nur ihre Gestalt, unbestimmt und lockend. Niemals war sie so hoch und schön gewesen.

Eine Welle löste sich in ihm und durchrann seinen Körper.

Er war wieder neben ihr, und nun war sie es, die sprach.

Er hörte sie reden, in einem beherrschten, freundschaftlichen Ton, und verstand kaum die Hälfte. Und er ließ sie nur reden, weil er wußte, daß doch alles umschlagen würde, und machte keinen Versuch, sie zu unterbrechen. Sie sprach nur Verkehrtes. Aus einem Irrtum, einem grenzenlosen Irrtum entsprang alles, sie mußte ihn nur schauen und es war vorbei.

Was sagte sie da?

„Du weißt nichts von mir, Martin, du siehst nur dich selbst! Ich bin kein Mädchen mehr, ich habe Pflichten gegen mich und die Mutter. Ich stehe allein, so gut wie allein und weiß, daß es mit mir anders werden muß. Widersprich mir nicht..."

Zwinger und Tier zugleich wurde Martin, eines mußte brechen.

Dore endete stockend:

„Ich wollte nicht mit dir zusammenkommen, um mich

von dir beirren zu lassen! Ich reise fort, auf einige Wochen, vielleicht auch für längere Zeit, und wenn wir uns wiedersehen, wird wohl eine — Veränderung mit mir vorgegangen sein."

Ein Strick schnürte Martin die Luft ab, der Zwinger zerbrach.

Schnaufend umklammerte er mit einem jähen Griff ihre Hände.

„Und ich? Und ich?"

Sie fühlte die bebenden Finger an ihren Gelenken und sah zwei Augen wie Flammen.

„Was — willst — du — tun, Dore?"

Er schrie keuchend und laut in den Wald hinein.

Die Angst vor Gewalt rieselte ihr über die Haut, bis in die Lippen erblaßte sie.

„Ich wußte es," kam es tonlos aus ihrem Mund.

Jochner verstand nicht, heftiger zitterten seine Hände.

„Ich — will — nur — reden — . . ."

In dem Gestöber von Furcht und Pein wünschte Dore nur Eines: ihm zu entrinnen und von dem Druck dieser Hände befreit zu sein.

„Laß mich los, Martin — und schäme dich!"

Er hörte es nicht. Aber ihr Gesicht war so entsetzt und verzweifelt, daß er sie freigab.

Sie wollte laufen und wankte. Die Hände vor der Stirne lehnte sie sich stöhnend an einen Baum.

Er wagte es nicht mehr, sie zu berühren. Er flehte sie an, ihm zuzuhören.

Bitten, Klagen, Not, Schuld und Liebe verquollen in einer jagenden Flut von stürmenden Worten. Er schleuderte hinaus, was seit Tagen und Wochen in ihm gebrütet hatte, atemlos, schluchzend, wild.

Ihre verwirrten Sinne nahmen es nicht. Es schlug auf sie wie ein Regen von Steinen.

Über ihr rauschten im Nachtwind die Bäume, vor ihr dunkelten die Ufer, durch die Stämme blinkten die Laternen der fernen Brücke.

Ihre Zähne schlugen zusammen, in einem fiebernden Klappern. Sie dachte nicht mehr an Flucht. Sie war fassungslos.

Durch Laub und Äste fielen Flecken vom Mondlicht auf einen Mann, der sich in einem Glutkrampf von wahnsinnigen Beteuerungen auf die Erde warf, auf einen Mann, der ihre Füße, ihren Mantel, ihr Kleid mit unterwürfigen Küssen bedeckte.

Mütterlich und mitleidig zuckte es in ihrer Brust. Martin war ein unbändig bittendes Kind.

Sie wollte ihn an den Armen hochziehen. Er ließ es nicht zu, er küßte ihr Finger und Hände.

Das Kopftuch glitt ihr herab. Der See, der Weg, das Mondlicht verschwammen zu einer nebligen Wolke. Sie taumelte nach vorwärts, dem Uferhang zu, drohte zu fallen und fühlte sich von einer linden Kraft zurückgebogen.

Sie hörte ihn etwas sagen, von einer nahen Bank, auf der sie ruhen könne. Sie setzte mechanisch,

den Kopf mit der dumpfen Stirne an seine Schulter gelehnt, einen Fuß vor den andern. Er trug sie fast dahin.

Mit halbgeöffneten Augen sah sie die Brücke näherkommen.

Während sie gingen, flüsterte er unablässig brennende und demütige Worte.

„Du weißt nicht, was du tust!" stammelte sie leise, und er umhielt sie nur um so inniger.

Und während sie sich weich an seinen stützenden Körper schmiegte, versank ihre Angst. Sie wurde mild und gefaßt.

Kaum eine Straßenlänge von dem eisernen Brückensteg lag auf einer aufgeworfenen Bodenerhöhung im Schatten der Föhren die Bank. Er half ihr hin und sah, daß aus ihrem blassen Gesicht das abweisende Entsetzen geschwunden war.

Er breitete seinen Mantel über sie und stand unter den Bäumen in seinem Frack mit unbedecktem Haupt vor ihr.

Sie lächelte schwach.

„Wo ist denn dein Hut?"

Er schüttelte den Kopf, fiel wieder vor ihr nieder und verbarg sein Antlitz auf ihrem Schoß.

Sie strich ihm über die Wangen und schenkte ihm gütige Worte.

Ein warmer Wind erhob sich, am Himmel zogen sich Wolken zusammen.

In Martin starb alle Qual dahin, ihre Stimme tönte erlösend an sein Ohr, er fühlte ihre linden Hände um seine Schläfen und floß aus, in einer schmerzstillenden Geborgenheit.

Entkräftet von dem beschwichtigten Aufruhr drückte er sich fester an sie und preßte wie ein Träumender ihre Knie an seine Brust:

„Dore! Dore!"

Sie beugte sich nieder, sie küßte ihn auf den Scheitel. Dann versuchte sie sich zu erheben und redete ihm zu, sie fortzubringen und nach Hause zu gehen.

Wie bedroht richtete er den Kopf auf:

„Nach Hause?"

Als ob das Wort keine Geltung haben könnte, legte er seine Stirne aufs neue auf ihre Knie.

Mit einem Blick nach der Brücke stemmte sie sich auf:

„Es muß sein! Steh' auf!"

Da schnellte er in die Höhe, umschloß sie mit unbezwingbaren Armen und schwur ihr, daß er sie nicht von sich gehen lasse.

Seine trockenen Lippen zündeten wie Fackeln auf ihre Blößen, er küßte ihr den Hals, die Brust, die Arme, von denen die Ärmel zurückgefallen waren, den Nacken, der sich betäubt vor ihm senkte, die Augen, die sie nicht aufschlagen wollte, und endlich den Mund. Und er küßte ihn so lange, bis er ihm Küsse zurückbebte.

Ineinandergeschlungen verließen sie stumm den Wald.

Das Licht der nächsten Laternen und die Ruhe der nächtlichen Häuser nahmen sie auf. Keines sprach.

An einer Ecke, an der ein Wiesenstreifchen mit einigen dünnen Bäumchen lag, wollte sie ihn nach ihrer Straße lenken.

Da stand er still und hauchte bittend: „Komm mit mir!"

Eine kalte Welle stürzte über sie hin, argwöhnisch löste sie sich von ihm los.

„Komm mit mir, ich kann nicht allein sein!" bat er begehrlicher und streckte wieder die Arme aus.

Sie wich einen Schritt zurück, mit einem erschrockenen Blick, der doch noch voll Liebe war, sah sie seine lechzenden Züge. Was war?

Wieder bat er: „Ich kann nicht allein sein!" und noch einmal sprach sie ihm zu. Er ruhte nicht.

Sie flehte ihn an, ihr in dieser Stunde, ehe sie von ihm ginge, doch anderes zu sagen. Er hörte nicht hin.

Er war in Nacht und Wut entrückt und wollte nur, daß sie ihm folgen solle. Sie drohte ihn zu verlassen. Umsonst. Er schäumte, er hackte seine Finger in ihre Kleider. Er zwang sie zu hören, daß sie ihn nicht liebe, wenn sie nicht mitginge.

Eine Empörung ohnegleichen stand in ihr auf. Sie sah sich beschmutzt, herabgewürdigt zur Beute eines erhitzten Mannes, der sich geschickt verstellt hatte.

Da riß es in ihr entzwei:

„Nein, ich liebe dich nicht mehr! Du hetzt mich! Für alle Zeiten will ich vor dir bewahrt sein!“

Sie bäumte sich auf, mit der Kraft eines zornigen Weibes, und stieß ihn von sich.

Er spürte den Schlag ihrer wütenden Hände auf der Brust, sein Herz setzte aus.

Mit einem hohen und heiseren Wehlaut lief sie davon.

Er sah sie laufen, das Kleid raffen, hinscheuen in einem Wind von toller Verzweiflung, ein verfolgtes Fluchttier.

Sein erster Gedanke war: Ihr nachjagen und sie aufhalten. Aber er konnte nicht und stand wie gebannt. Es war, als habe ihm der Stoß ihrer Arme alle Knochen im Körper zerschmettert, er vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren.

Worte, Rufe, Bitten würgten in ihm empor, wollten hirnlos hinter ihr dreinflehen. Sie erstickten im Halse, aus seinen Zähnen trat ein wirres Gegurgel heraus.

Ohne sich umzusehen, vornübergebeugt, stürmte Dore fort, von Schauern geschüttelt, von Elend umzittert. Ein helles Keuchen ging mit ihr, und klang zart und durchdringend in das fieberhaft schnelle Aufschlagen ihrer Schuhe.

Er bestarrte die fliehende Gestalt wie ein Nachtbild aus Schatten, bis sie in der Dunkelheit verschwand.

Dann mühte er sich, seine gelähmten Füße zu heben. Sie waren schwer, wie mit Gewichten an den Boden

geheftet und ohne Gefühl. Aber sie schleppten ihn vorwärts, Tramschienen entlang, die ihn führten. Neben dem Geleise watete er sich fort, wie es ihm schien, knietief in eine grundlose weiche Erde gesteckt. Er wurde so müde, daß er oft niederbrach.

Nach einer endlosen Wanderung prallte er an den Pfosten eines kleinen bedachten Häuschens zwischen den Schienen und fiel in ein Leeres.

Als er zu sich kam, stach ihm grelles Licht in die Augen.

Er fröstelte und war im Innern einer Wartebaracke der Straßenbahn. Mit steifen, von sich gestreckten Beinen und herabhängenden Armen war er in einer Ecke an die Planken gelehnt, über und über mit Staub bedeckt.

Menschen standen flüsternd im Halbkreis, einer leuchtete mit einer Taschenlaterne auf Martins Gesicht und rüttelte ihn.

Er hörte sprechen: „Eine goldene Uhr! Ringe! Das wäre so etwas! — Sie! — Sie! —"

Martin wollte sich erheben.

Seine Glieder versagten, er wäre umgefallen, hätten nicht ein paar feste Hände zugepackt.

Wieder sprach der mit der Laterne: „Schwer wie 'n feuchter Sack!"

Jochner hob dem Sprecher sein Gesicht entgegen.

Sinnlos verknäuelte Dinge tauchten in ihm auf und versanken. Er bewegte die verklebten Lippen, schob die

Zunge im Mund hin und her und preßte etwas heraus, das eine Frage sein sollte.

„Der Herr ist krank! — Sie müssen nach Hause!“ sagte der Mann vor ihm ruhig.

Martin nickte hilflos.

Er begann zu sehen. Es waren Männer in schwarzen Feströcken und Zylindern. Sie hatten Blumen vorgesteckt und trugen am Rockaufschlag ein Vereinszeichen, ein buntes Wappen mit einem vierfachen F.

Sie zogen ihn ins Freie, unter den gelben Schein einer Ecklaterne, und blickten gutmütig und besorgt aus großen, sauber geschorenen Bärten.

Betäubt wankte Jochner in die düstere Morgenluft hinaus.

„Kein Hut!“ rief der Mann mit der Lampe aus, der am Häuschen zurückgeblieben war und aufmerksam über den Bretterboden hinsuchte, „aber da ist etwas anderes!“

Er hatte eine Damentasche gefunden und wollte sie Jochner zeigen.

Es war an einer Stelle der Bannmeile. Die grauen und hohen Häuser ragten vereinzelt zu beiden Seiten der Straße empor. Hinter ihnen qualmte der Turm einer Fabrik. Funkige Rauchwolken stiegen zu dem dumpfen und lichtlosen Himmel auf. Die kohlengeschwärzte Straße floh fahl und finster in hüttenbestandene Wiesen hinaus.

Martin umfaßte alles mit flimmernden Augen und war doch weit davon weg.

Ein Gegenstand schob sich vor seinen Blick.

„Gehört sie zu Ihnen, die schöne Damentasche da?" hörte er jemand fragen, der ihm die Worte wie einem Schwerhörigen nahe ans Ohr rollte.

„Schöne Tasche . . ." wiederholte Jochner langsam.

Mit einem gequälten Besinnen hing er sich an das braune Stück Leder.

Und für einen Augenblick stürzte er in die Wirklichkeit zurück.

Er schrie, er befreite sich aus den Händen der Männer, griff nach der Tasche wie nach etwas Lebendigem und preßte sie an sich.

Zu schwach, um sich aufrechtzuerhalten, fiel er wieder nach rückwärts in die Arme der Männer.

„Der muß eine schwere Nachtübung hinter sich haben! Möchte wissen, woher er kommt!" bemerkte einer mit einer blanken Medaille auf der Brust.

„An dieses Stiftungsfest werde ich denken!" sagte ein anderer.

Während sie berieten, was mit dem Ohnmächtigen zu tun sei, schlug Jochner wieder die Augen auf.

Die Männer hatten ihn an eine Mauer gerückt.

Noch war sein Kopf ein kalter, mit einer Decke umwickelter Stein. Aber der Gegenstand, den er auch in dem Anfall neuer Bewußtlosigkeit mit der Hand umkrallt hielt, schien eine spärliche, neue Blutwärme in seinen erstarrten Leib zu treiben. Kleine Lebensfunken

begannen in seinen Adern zu zünden. Eine schwache Helligkeit verteilte sich in seinem Gehirn. Er strengte sich an, das Chaos zu lichten.

So glühte in seinem Innern schon eine neue Vernunft an, indes er den Männern noch als recht unbrauchbarer Menschenklumpen schwer und hölzern auf ihren Turnerarmen lag und kein anderes Zeichen von Verstand und Willen von sich gab, als daß er wie ein Brunnen, der wieder zu rinnen anfängt, zerstückte Laute von den Lippen abtropfen ließ.

Die Turner, die immerhin eine aufreibende Festnacht hinter sich hatten, sehnten sich nach ihren Betten und wünschten nichts anderes, als daß ihrem Findling dieselbe Wohltat zuteil würde.

Als sie ihn halbwegs der Sprache mächtig sahen, setzten sie ihm wiederholt mit Fragen nach Wohnung und Namen zu.

Der Fremde mit der zerknüllten Hemdbrust war nicht zum Sprechen zu bringen.

Er schien für die Außenwelt abgesperrt, an einer Veränderung keinerlei Anteil zu nehmen.

Auf diese Not und Ratlosigkeit an der Brandmauer eines schmutzigen Hauses fiel mit einem Male der schleimig dämmernde Morgen.

Stämmige Kerle mit Mützen und weiten Hosen, Fabrikweiber in Ärmelschürzen kreisten neugierig um die Turner.

Schon war die Rede, einen der Zuschauer nach dem

nächsten Polizeiposten auszuschicken, da knallte der erste Tramwagen aus der innern Stadt durch die Straße, und als einziger Fahrgast entstieg ihm ein rotbärtiger Mann in einem dunklen Mantel.

Faul und gähnend schlenderte Gabriel Wetteroth auf das Haus zu, wühlte die Taschen nach einem Schlüssel durch und fand ihn nach langem Suchen. Als er die Türe aufschließen wollte, gewahrte er, daß sich auf dem Scherbenplatz an der Seite des Hauses Menschen zusammenrotteten.

Er witterte eine kriminelle Szene; so schläfrig er war, bog er um die Ecke.

Er glaubte zu träumen, nachdem er in einem offenbar beschädigten Herrn, der seiner Sinne nicht mächtig war, den Redakteur der „Metropol-Zeitung" erkannt hatte.

Mit Mühe unterdrückte er in seinem nahezu behördlichen Auftreten einen Ausbruch unwürdigen Staunens.

Es fügte sich, daß in Martin Jochner just in derselben Minute der abgestellte Verstand nach außen drängen, sich mit den Männern im schwarzen Rock verbinden wollte.

Er war zwar noch nicht so stark, um sich in gültiger Form auseinanderzusetzen. Aber sein Auge lieferte eine Beobachtung nach der andern ununterbrochen an das Gehirn.

Er war wie mit Knüppeln zerhauen und krank, stand, ohne Zeit und Ort zu begreifen, im Mittelpunkt eines Volksauflaufs, und wußte kaum, wer er selber war.

Gutherzige Männer, die er noch nie gesehen hatte, stützten ihn. Er sah kläglich aus, war noch von andern Menschen umringt, die ihn begafften und mußte sich um jeden Preis aus der Lage ziehen.

Wetteroth, trotz seiner autoritativen Geste von den Turnern als ein Zwitter von Herr und Strolch nicht ohne Mißtrauen in den Kreis genommen, kam zur rechten Zeit.

Er trat vor Jochners verbeulte Stirne, als sich eben die ersten Worte zusammenschließen und ausschwärmen wollten.

Wie durch Wolken erkannte Martin Jochner den Umriß von Wetteroths Gestalt. Er wich zuerst zurück, als ob er einen Geist sähe. Er murmelte etwas vor sich hin.

Wetteroth ließ sich nicht beirren.

„Herr Doktor, ich bin's ... Verfügen Sie über mich ..."

Er sprach es in einem ergebenen Ton, verbeugte sich kurz und höflich, und nahm nachträglich den Hut ab.

Der zerzauste Mann an der Mauer bewegte schnappend den Mund:

„Wetteroth . . ."

„Ja, ja, Herr Doktor, Sie kennen mich doch ..."

Einige Sekunden lang starrte Jochner den Menschen mit dem roten Bart an, als ob er aufs neue die Sprache verlieren wollte.

Endlich kam es schubweise von seinen Lippen:

„Bringen — Sie mich — nur fort!"

Er machte einen schwächlichen Schritt auf ihn zu. Sein Verlangen, sich in die Obhut dieses Menschen zu begeben, konnte von niemand mehr bezweifelt werden.

Die Mitglieder der Beistandsarbeit, die Turner, die mit einem so einmütigen Takt an ihre Aufgabe gegangen waren, schienen durch die Berufung eines Fremden etwas gekränkt. Dieser Abschluß lag nicht in ihrem Sinn.

Aber einer lief auf die Straße und pfiff auf den Fingern ein Automobil herbei.

Wetteroth hielt es für nötig, den Turnern zu sagen, daß der kranke Mann ein ihm befreundeter Kollege von der Presse sei, der den Herren des Vereins gewiß dankbar sein werde. Er erkundigte sich nach den Namen.

„Ring vom Alfredsplatz!" antwortete der Älteste von ihnen, etwas herablassend. Daß ihm Wetteroth eine Visitenkarte überreichte, die er aus einem Päckchen schmieriger Fetzen in seiner Brusttasche hervorfischte, vergrößerte seine Achtung nicht.

Als der Wagen nach wiederholtem und weitergeleitetem Pfeifen knatternd auf dem Fahrdamm hielt, wurde Jochner gerade über stäubende Aschenhaufen und krachenden Bauschutt auf die Straße gesteuert.

Ein gelber Lichtstreifen vom Sonnenaufgang warf in diesem Augenblick eine plötzliche Helligkeit auf die Szene. Die Schatten zerschmolzen, die Zuschauer, die

sich dem aufgelesenen Manne andächtig und gespannt hingegeben hatten, erwachten.

Kaum war Jochner, von verschiedenen Händen gestützt und gezerrt, auf den Sitz des offenen Wagens gepackt, da zerstob jedes Bedenken für sein weiteres Wohlergehen.

Die Arbeiter und Schürzenweiber hatten nur so lange mit spöttischen Bemerkungen zurückgehalten, als ihnen eine Katastrophe, ein Schlaganfall oder ein Verbrechen glaubhaft erschien.

Als Wetteroth den Schlag zumachte und der Wagen ins Fahren kam, entschädigten sie sich durch einen Regen von Hohn und Bissigkeiten.

Die Turner bedauerten offen, an eine zweifelhafte Ohnmacht allzuviel Zeit gewandt zu haben. Sie begleiteten die Abfahrt mit einigen unverblümten und derben Ermahnungen, auf ihre Hilfe in künftigen Fällen nicht mehr zu rechnen. Ihr Festkleid trug ihnen manchen saftigen Witz ein, es fehlte nicht viel, so wären sie mit den Arbeitern handgemein geworden.

In zwei Reihen von je drei Mann marschierten sie schimpfend ab.

Jochner war in seine schützende Schwäche gehüllt. Er hörte die schnöde Abschiedsmusik, aber er begriff nichts.

Der Wagen nahm ohne weiteres die Richtung nach dem Innern der Stadt. Er sauste aus den holprigen Fabrikstraßen heraus, fuhr auf dem frischgeputzten

Asphalt sauberer Viertel dahin und glitschte eilig um Eck und Eck.

Martin war in einem zwangvollen, halb schlaftrunkenen Denken.

Er sah die Häuser, die Fenster, die Geleise. Er wollte es aufnehmen, er wollte sich in die Gegenwart durchbohren. Es gelang nicht, Nacht und Lücken klafften dazwischen.

Er wußte nicht, was vorging und hinter ihm lag. Es war wie nach einem tiefen, tiefen Sturz. Er wußte nur, daß er, irgendwie gerettet, in einem Wagen dahinflog, und daß es sehr schnell dahinging, immer durch neue Straßen.

Die scharfe Morgenluft wehte erfrischend um seine Schläfen und durchspülte ihn wie ein Bad. Er atmete freier und glaubte zu merken, wie sein Gehirn nach und nach auftaute und einen Reifen nach dem andern abspringen ließ.

Plötzlich wurde er etwas gefragt, jemand wollte seine Straße erfahren.

Er antwortete richtig, und es war sogar wieder etwas Klang in seiner Stimme.

Aber jetzt trat etwas groß vor seinen Blick, alles andere als etwas Wirkliches überragend: Der Mann neben ihm, Gabriel Wetteroth; der Mann, der ihn, wie er erst jetzt bemerkte, untergeben und hilfswillig betreute, ihn in die Wagendecken wickelte und weich zu legen suchte; ein verkommener Mensch, um den ein

starker Branntweindunst hing; eine Erscheinung, die aus dunklen Stunden übrig geblieben war. Er hatte sich eine Zigarre angesteckt und paffte.

Und in demselben Augenblick warf sich Martins Willen, als ob er nur ein Ziel gebraucht hätte, um wieder tätig zu werden, auf eines: Die bedrückende Gemeinsamkeit mit diesem Menschen neben ihm aufzuheben.

Weiteres, Schwereres stand noch in verschwommener Ferne. Er ahnte, daß etwas Außergewöhnliches über ihn hereingebrochen war, vielleicht etwas Ehrloses, Schändliches. Es schien ihm unmöglich, auch nur daran zu denken, solange Wetteroth neben ihm saß.

Martin versuchte unter der Decke die Arme zu heben. Sie gehorchten ihm schon ein wenig, waren aber wie stachlige, hölzerne Scheite und schmerzten bei jedem Ruck. Selbst die Finger waren wie gefroren. Aber in seinem Kopf wurde es heller.

War nicht dieser Mensch vor ganz kurzer Zeit mit ihm zusammen gewesen, auf der Redaktion, in seinem Zimmer? Er hatte etwas mit sich gebracht, das ihn elend gemacht hatte. Das stand fest. Und nun war er wieder da, ein allgegenwärtiger Teufel.

Immer klarer stand es vor ihm: Es war Gabriel Wetteroth, der Redakteur der „Verzweiflung". Und er wollte wie ein Geschwür in sein, Martins, Unglück hineinwachsen, ihn belauern, überwältigen, zu seinesgleichen umschaffen, zu einem verwahrlosten Geschöpf.

geheftet und ohne Gefühl. Aber sie schleppten ihn vorwärts, Tramschienen entlang, die ihn führten. Neben dem Geleise watete er sich fort, wie es ihm schien, knietief in eine grundlose weiche Erde gesteckt. Er wurde so müde, daß er oft niederbrach.

Nach einer endlosen Wanderung prallte er an den Pfosten eines kleinen bedachten Häuschens zwischen den Schienen und fiel in ein Leeres.

Als er zu sich kam, stach ihm grelles Licht in die Augen.

Er fröstelte und war im Innern einer Wartebaracke der Straßenbahn. Mit steifen, von sich gestreckten Beinen und herabhängenden Armen war er in einer Ecke an die Planken gelehnt, über und über mit Staub bedeckt.

Menschen standen flüsternd im Halbkreis, einer leuchtete mit einer Taschenlaterne auf Martins Gesicht und rüttelte ihn.

Er hörte sprechen: „Eine goldene Uhr! Ringe! Das wäre so etwas! — Sie! — Sie! —"

Martin wollte sich erheben.

Seine Glieder versagten, er wäre umgefallen, hätten nicht ein paar feste Hände zugepackt.

Wieder sprach der mit der Laterne: „Schwer wie 'n feuchter Sack!"

Jochner hob dem Sprecher sein Gesicht entgegen.

Sinnlos verknäuelte Dinge tauchten in ihm auf und versanken. Er bewegte die verklebten Lippen, schob die

Zunge im Mund hin und her und preßte etwas heraus, das eine Frage sein sollte.

„Der Herr ist krank! — Sie müssen nach Hause!“ sagte der Mann vor ihm ruhig.

Martin nickte hilflos.

Er begann zu sehen. Es waren Männer in schwarzen Feströcken und Zylindern. Sie hatten Blumen vorgesteckt und trugen am Rockaufschlag ein Vereinszeichen, ein buntes Wappen mit einem vierfachen F.

Sie zogen ihn ins Freie, unter den gelben Schein einer Ecklaterne, und blickten gutmütig und besorgt aus großen, sauber geschorenen Bärten.

Betäubt wankte Jochner in die düstere Morgenluft hinaus.

„Kein Hut!“ rief der Mann mit der Lampe aus, der am Häuschen zurückgeblieben war und aufmerksam über den Bretterboden hinsuchte, „aber da ist etwas anderes!“

Er hatte eine Damentasche gefunden und wollte sie Jochner zeigen.

Es war an einer Stelle der Bannmeile. Die grauen und hohen Häuser ragten vereinzelt zu beiden Seiten der Straße empor. Hinter ihnen qualmte der Turm einer Fabrik. Funkige Rauchwolken stiegen zu dem dumpfen und lichtlosen Himmel auf. Die kohlengeschwärzte Straße floh fahl und finster in hüttenbestandene Wiesen hinaus.

Martin umfaßte alles mit flimmernden Augen und war doch weit davon weg.

geheftet und ohne Gefühl. Aber sie schleppten ihn vorwärts, Tramschienen entlang, die ihn führten. Neben dem Geleise watete er sich fort, wie es ihm schien, knietief in eine grundlose weiche Erde gesteckt. Er wurde so müde, daß er oft niederbrach.

Nach einer endlosen Wanderung prallte er an den Pfosten eines kleinen bedachten Häuschens zwischen den Schienen und fiel in ein Leeres.

Als er zu sich kam, stach ihm grelles Licht in die Augen.

Er fröstelte und war im Innern einer Wartebaracke der Straßenbahn. Mit steifen, von sich gestreckten Beinen und herabhängenden Armen war er in einer Ecke an die Planken gelehnt, über und über mit Staub bedeckt.

Menschen standen flüsternd im Halbkreis, einer leuchtete mit einer Taschenlaterne auf Martins Gesicht und rüttelte ihn.

Er hörte sprechen: „Eine goldene Uhr! Ringe! Das wäre so etwas! — Sie! — Sie! —"

Martin wollte sich erheben.

Seine Glieder versagten, er wäre umgefallen, hätten nicht ein paar feste Hände zugepackt.

Wieder sprach der mit der Laterne: „Schwer wie 'n feuchter Sack!"

Jochner hob dem Sprecher sein Gesicht entgegen.

Sinnlos verknäuelte Dinge tauchten in ihm auf und versanken. Er bewegte die verklebten Lippen, schob die

Zunge im Mund hin und her und preßte etwas heraus, das eine Frage sein sollte.

„Der Herr ist krank! — Sie müssen nach Hause!“ sagte der Mann vor ihm ruhig.

Martin nickte hilflos.

Er begann zu sehen. Es waren Männer in schwarzen Feströcken und Zylindern. Sie hatten Blumen vorgesteckt und trugen am Rockaufschlag ein Vereinszeichen, ein buntes Wappen mit einem vierfachen F.

Sie zogen ihn ins Freie, unter den gelben Schein einer Ecklaterne, und blickten gutmütig und besorgt aus großen, sauber geschorenen Bärten.

Betäubt wankte Jochner in die düstere Morgenluft hinaus.

„Kein Hut!“ rief der Mann mit der Lampe aus, der am Häuschen zurückgeblieben war und aufmerksam über den Bretterboden hinsuchte, „aber da ist etwas anderes!“

Er hatte eine Damentasche gefunden und wollte sie Jochner zeigen.

Es war an einer Stelle der Bannmeile. Die grauen und hohen Häuser ragten vereinzelt zu beiden Seiten der Straße empor. Hinter ihnen qualmte der Turm einer Fabrik. Funkige Rauchwolken stiegen zu dem dumpfen und lichtlosen Himmel auf. Die kohlengeschwärzte Straße floh fahl und finster in hüttenbestandene Wiesen hinaus.

Martin umfaßte alles mit flimmernden Augen und war doch weit davon weg.

Ein Gegenstand schob sich vor seinen Blick.

„Gehört sie zu Ihnen, die schöne Damentasche da?" hörte er jemand fragen, der ihm die Worte wie einem Schwerhörigen nahe ans Ohr rollte.

„Schöne Tasche . . ." wiederholte Jochner langsam.

Mit einem gequälten Besinnen hing er sich an das braune Stück Leder.

Und für einen Augenblick stürzte er in die Wirklichkeit zurück.

Er schrie, er befreite sich aus den Händen der Männer, griff nach der Tasche wie nach etwas Lebendigem und preßte sie an sich.

Zu schwach, um sich aufrechtzuerhalten, fiel er wieder nach rückwärts in die Arme der Männer.

„Der muß eine schwere Nachtübung hinter sich haben! Möchte wissen, woher er kommt!" bemerkte einer mit einer blanken Medaille auf der Brust.

„An dieses Stiftungsfest werde ich denken!" sagte ein anderer.

Während sie berieten, was mit dem Ohnmächtigen zu tun sei, schlug Jochner wieder die Augen auf.

Die Männer hatten ihn an eine Mauer gerückt.

Noch war sein Kopf ein kalter, mit einer Decke umwickelter Stein. Aber der Gegenstand, den er auch in dem Anfall neuer Bewußtlosigkeit mit der Hand umkrallt hielt, schien eine spärliche, neue Blutwärme in seinen erstarrten Leib zu treiben. Kleine Lebensfunken

begannen in seinen Adern zu zünden. Eine schwache Helligkeit verteilte sich in seinem Gehirn. Er strengte sich an, das Chaos zu lichten.

So glühte in seinem Innern schon eine neue Vernunft an, indes er den Männern noch als recht unbrauchbarer Menschenklumpen schwer und hölzern auf ihren Turnerarmen lag und kein anderes Zeichen von Verstand und Willen von sich gab, als daß er wie ein Brunnen, der wieder zu rinnen anfängt, zerstückte Laute von den Lippen abtropfen ließ.

Die Turner, die immerhin eine aufreibende Festnacht hinter sich hatten, sehnten sich nach ihren Betten und wünschten nichts anderes, als daß ihrem Findling dieselbe Wohltat zuteil würde.

Als sie ihn halbwegs der Sprache mächtig sahen, setzten sie ihm wiederholt mit Fragen nach Wohnung und Namen zu.

Der Fremde mit der zerknüllten Hemdbrust war nicht zum Sprechen zu bringen.

Er schien für die Außenwelt abgesperrt, an einer Veränderung keinerlei Anteil zu nehmen.

Auf diese Not und Ratlosigkeit an der Brandmauer eines schmutzigen Hauses fiel mit einem Male der schleimig dämmernde Morgen.

Stämmige Kerle mit Mützen und weiten Hosen, Fabrikweiber in Armelschürzen kreisten neugierig um die Turner.

Schon war die Rede, einen der Zuschauer nach dem

nächsten Polizeiposten auszuschicken, da knallte der erste Tramwagen aus der innern Stadt durch die Straße, und als einziger Fahrgast entstieg ihm ein rotbärtiger Mann in einem dunklen Mantel.

Faul und gähnend schlenderte Gabriel Wetteroth auf das Haus zu, wühlte die Taschen nach einem Schlüssel durch und fand ihn nach langem Suchen. Als er die Türe aufschließen wollte, gewahrte er, daß sich auf dem Scherbenplatz an der Seite des Hauses Menschen zusammenrotteten.

Er witterte eine kriminelle Szene; so schläfrig er war, bog er um die Ecke.

Er glaubte zu träumen, nachdem er in einem offenbar beschädigten Herrn, der seiner Sinne nicht mächtig war, den Redakteur der „Metropol-Zeitung" erkannt hatte.

Mit Mühe unterdrückte er in seinem nahezu behördlichen Auftreten einen Ausbruch unwürdigen Staunens.

Es fügte sich, daß in Martin Jochner just in derselben Minute der abgestellte Verstand nach außen drängen, sich mit den Männern im schwarzen Rock verbinden wollte.

Er war zwar noch nicht so stark, um sich in gültiger Form auseinanderzusetzen. Aber sein Auge lieferte eine Beobachtung nach der andern ununterbrochen an das Gehirn.

Er war wie mit Knüppeln zerhauen und krank, stand, ohne Zeit und Ort zu begreifen, im Mittelpunkt eines Volksauflaufs, und wußte kaum, wer er selber war.

Gutherzige Männer, die er noch nie gesehen hatte, stützten ihn. Er sah kläglich aus, war noch von andern Menschen umringt, die ihn begafften und mußte sich um jeden Preis aus der Lage ziehen.

Wetteroth, trotz seiner autoritativen Geste von den Turnern als ein Zwitter von Herr und Strolch nicht ohne Mißtrauen in den Kreis genommen, kam zur rechten Zeit.

Er trat vor Jochners verbeulte Stirne, als sich eben die ersten Worte zusammenschließen und ausschwärmen wollten.

Wie durch Wolken erkannte Martin Jochner den Umriß von Wetteroths Gestalt. Er wich zuerst zurück, als ob er einen Geist sähe. Er murmelte etwas vor sich hin.

Wetteroth ließ sich nicht beirren.

„Herr Doktor, ich bin's ... Verfügen Sie über mich ..."

Er sprach es in einem ergebenen Ton, verbeugte sich kurz und höflich, und nahm nachträglich den Hut ab.

Der zerzauste Mann an der Mauer bewegte schnappend den Mund:

„Wetteroth . . ."

„Ja, ja, Herr Doktor, Sie kennen mich doch ..."

Einige Sekunden lang starrte Jochner den Menschen mit dem roten Bart an, als ob er aufs neue die Sprache verlieren wollte.

Endlich kam es schubweise von seinen Lippen:

„Bringen — Sie mich — nur fort!"

Er machte einen schwächlichen Schritt auf ihn zu. Sein Verlangen, sich in die Obhut dieses Menschen zu begeben, konnte von niemand mehr bezweifelt werden.

Die Mitglieder der Beistandsarbeit, die Turner, die mit einem so einmütigen Takt an ihre Aufgabe gegangen waren, schienen durch die Berufung eines Fremden etwas gekränkt. Dieser Abschluß lag nicht in ihrem Sinn.

Aber einer lief auf die Straße und pfiff auf den Fingern ein Automobil herbei.

Wetteroth hielt es für nötig, den Turnern zu sagen, daß der kranke Mann ein ihm befreundeter Kollege von der Presse sei, der den Herren des Vereins gewiß dankbar sein werde. Er erkundigte sich nach den Namen.

„Ring vom Alfredsplatz!" antwortete der Älteste von ihnen, etwas herablassend. Daß ihm Wetteroth eine Visitenkarte überreichte, die er aus einem Päckchen schmieriger Fetzen in seiner Brusttasche hervorfischte, vergrößerte seine Achtung nicht.

Als der Wagen nach wiederholtem und weitergeleitetem Pfeifen knatternd auf dem Fahrdamm hielt, wurde Jochner gerade über stäubende Aschenhaufen und krachenden Bauschutt auf die Straße gesteuert.

Ein gelber Lichtstreifen vom Sonnenaufgang warf in diesem Augenblick eine plötzliche Helligkeit auf die Szene. Die Schatten zerschmolzen, die Zuschauer, die

sich dem aufgelesenen Manne andächtig und gespannt hingegeben hatten, erwachten.

Kaum war Jochner, von verschiedenen Händen gestützt und gezerrt, auf den Sitz des offenen Wagens gepackt, da zerstob jedes Bedenken für sein weiteres Wohlergehen.

Die Arbeiter und Schürzenweiber hatten nur so lange mit spöttischen Bemerkungen zurückgehalten, als ihnen eine Katastrophe, ein Schlaganfall oder ein Verbrechen glaubhaft erschien.

Als Wetteroth den Schlag zumachte und der Wagen ins Fahren kam, entschädigten sie sich durch einen Regen von Hohn und Bissigkeiten.

Die Turner bedauerten offen, an eine zweifelhafte Ohnmacht allzuviel Zeit gewandt zu haben. Sie begleiteten die Abfahrt mit einigen unverblümten und derben Ermahnungen, auf ihre Hilfe in künftigen Fällen nicht mehr zu rechnen. Ihr Festkleid trug ihnen manchen saftigen Witz ein, es fehlte nicht viel, so wären sie mit den Arbeitern handgemein geworden.

In zwei Reihen von je drei Mann marschierten sie schimpfend ab.

Jochner war in seine schützende Schwäche gehüllt. Er hörte die schnöde Abschiedsmusik, aber er begriff nichts.

Der Wagen nahm ohne weiteres die Richtung nach dem Innern der Stadt. Er sauste aus den holprigen Fabrikstraßen heraus, fuhr auf dem frischgeputzten

Asphalt sauberer Viertel dahin und glitschte eilig um Eck und Eck.

Martin war in einem zwangvollen, halb schlaftrunkenen Denken.

Er sah die Häuser, die Fenster, die Geleise. Er wollte es aufnehmen, er wollte sich in die Gegenwart durchbohren. Es gelang nicht, Nacht und Lücken klafften dazwischen.

Er wußte nicht, was vorging und hinter ihm lag. Es war wie nach einem tiefen, tiefen Sturz. Er wußte nur, daß er, irgendwie gerettet, in einem Wagen dahinflog, und daß es sehr schnell dahinging, immer durch neue Straßen.

Die scharfe Morgenluft wehte erfrischend um seine Schläfen und durchspülte ihn wie ein Bad. Er atmete freier und glaubte zu merken, wie sein Gehirn nach und nach auftaute und einen Reifen nach dem andern abspringen ließ.

Plötzlich wurde er etwas gefragt, jemand wollte seine Straße erfahren.

Er antwortete richtig, und es war sogar wieder etwas Klang in seiner Stimme.

Aber jetzt trat etwas groß vor seinen Blick, alles andere als etwas Wirkliches überragend: Der Mann neben ihm, Gabriel Wetteroth; der Mann, der ihn, wie er erst jetzt bemerkte, untergeben und hilfswillig betreute, ihn in die Wagendecken wickelte und weich zu legen suchte; ein verkommener Mensch, um den ein

ſtarker Branntweindunſt hing; eine Erſcheinung, die aus dunklen Stunden übrig geblieben war. Er hatte ſich eine Zigarre angeſteckt und paffte.

Und in demſelben Augenblick warf ſich Martins Willen, als ob er nur ein Ziel gebraucht hätte, um wieder tätig zu werden, auf eines: Die bedrückende Gemeinſamkeit mit dieſem Menſchen neben ihm aufzuheben.

Weiteres, Schwereres ſtand noch in verſchwommener Ferne. Er ahnte, daß etwas Außergewöhnliches über ihn hereingebrochen war, vielleicht etwas Ehrloſes, Schändliches. Es ſchien ihm unmöglich, auch nur daran zu denken, ſolange Wetteroth neben ihm ſaß.

Martin verſuchte unter der Decke die Arme zu heben. Sie gehorchten ihm ſchon ein wenig, waren aber wie ſtachlige, hölzerne Scheite und ſchmerzten bei jedem Ruck. Selbſt die Finger waren wie gefroren. Aber in ſeinem Kopf wurde es heller.

War nicht dieſer Menſch vor ganz kurzer Zeit mit ihm zuſammen geweſen, auf der Redaktion, in ſeinem Zimmer? Er hatte etwas mit ſich gebracht, das ihn elend gemacht hatte. Das ſtand feſt. Und nun war er wieder da, ein allgegenwärtiger Teufel.

Immer klarer ſtand es vor ihm: Es war Gabriel Wetteroth, der Redakteur der „Verzweiflung". Und er wollte wie ein Geſchwür in ſein, Martins, Unglück hineinwachſen, ihn belauern, überwältigen, zu ſeinesgleichen umſchaffen, zu einem verwahrloſten Geſchöpf.

Martin kämpfte mit einem unsinnigen Gedanken: sich an den Nacken des gleichmütigen Wagenführers zu hängen und ihn anzuflehen, Wetteroth aus dem Wagen zu werfen.

Sie fuhren durch den großen Park.

Sonne floß um die Bäume. Der unermeßliche Himmel blaute. Marmorne Tiere, Fürsten und Dichter aus hellem Stein und dunkelgrüner Bronze zogen auf. Rotfrackige Reiter galoppierten entgegen, frische Morgengesichter auf schnaubenden Pferden. Jagdwagen rasten hinter ihnen her, mit scharf ausgreifenden hochgängigen Gäulen. Ein Rudel von Hunden sprang mit. Es war eine Woge klaren sprudelnden Wassers.

Martin meinte verächtliche Augen zu sehen: „Wer bist denn du? Wie siehst du denn aus? Wer sitzt dir zur Seite?"

Er biß die Zähne zusammen: Fürs erste mußte er seinen Körper in Ordnung bringen.

Sein Kopf war festgeschraubt; um seinen Hals lag ein steifer, nach innen gerauhter Ring; seine Wirbelsäule war eine zerbrochene Stange. Im Mund war Sand, und Martin schmeckte auch etwas Blut. Auf der Stirne brannte eine offene Wunde, in die sich die Haare geklebt hatten.

Wetteroth war ganz Sorge und Mitgefühl. Er sprach bei seinen Handreichungen nur mit sich selbst. Er schien sogar etwas verlegen. Es fiel nicht so leicht, den Ton und das Gesicht für die Sachlage richtig zu wählen.

Darüber half ihm das Rauchen hinweg. Sonst befand er sich wohl und sah ohne jede gaunerige Absicht das Ende einer durchzechten Nacht abenteuerlich durchbrochen.

Vorsichtig schielte er auf den bleichen und zerschundenen Fahrtgenossen hinüber. Das war ein Mißgeschick, das er gut nachzuempfinden vermochte.

Martin Jochner sah scheinbar ins Leere und ruhte sich aus.

Auf einmal erhielt Wetteroth einen heftigen Stoß. Er flog fluchend gegen die vordere Wagenwand. Martin wurde aus seinen Decken gerissen und schlug mit einem Schrei in seine halbliegende Stellung zurück.

Ein Motorkarren war aus einer Querstraße so unvorsichtig in die Parkchaussee hineingejagt, daß der Chauffeur, um einen Zusammenstoß zu vermeiden, alle Bremsen benützt hatte.

Der Motorwagen mußte anhalten. Die Kutscher knirschten, Schimpfworte wetterten gegeneinander, Wetteroth beteiligte sich. Unter einem wahren Geschmetter von beleidigenden Vorwürfen rasselte man auseinander.

Wetteroth wollte sich mit dem Kranken zu schaffen machen, ihn neuerdings in die filzigen Decken hineingraben. Aber der Verletzte, der etwas röter und lebendiger geworden war, winkte abwehrend mit der Hand. Er war unerwartet beweglich geworden, rührte die Knie und Ellbogen, als ob der Anprall eine verstopfte Kraftquelle geöffnet hätte.

Behutsam wandte Wetteroth ein: „Sie sollten liegen bleiben, Herr Doktor!"

Jochner schüttelte die Decken noch heftiger ab:

„Nein, nein! Geht mir schon besser! Lassen Sie nur!"

Sie rollten über eine große Brücke in eine Geschäftsstraße hinein.

Die Sonne strahlte auf das wohlige und mäßige Morgengetriebe.

Wetteroth hatte das Bedürfnis, wieder etwas zu sagen.

Er legte seine dicke bläuliche Hand teilnahmsvoll auf Jochners Vorderarm:

„Kann ich Ihnen etwas helfen?"

„Nichts, gar nichts, Herr — Wetteroth!"

In unüberwindlichem Abscheu zuckte Martin mit dem Arm zurück.

„Mir tut alles weh! Sie verstehen, bei einer solchen Geschichte —"

Wütend merkte er sofort, daß er bereits zu viel gesprochen hatte.

Schon nahm Wetteroth ein verständnisvolles Lächeln an:

„Ja! Ja! Bei solchen Geschichten ..."

Jetzt würde es kommen, jetzt würde er zudringlich werden. Alle Kraft nahm Martin zusammen, um vorzubeugen. Er tat es mit einem kalten und entschiedenen: „Wo kommen Sie her?"

Er wunderte sich über seine eigne Unverschämtheit

und erwartete, daß der andre aufſpringen und etwas Gemeines antworten würde.

Aber Wetteroth ſah zu Boden und ſagte ſachlich:

„Wir haben eine Nachtverſammlung gehabt — wegen der „Verzweiflung“ ... Sie haben geſtern die letzte Nummer von mir bekommen ... Es iſt leider aus damit.“

Er klopfte auf ſeine Bruſt:

„Glauben Sie mir, ich hab's nicht leicht ... Es will etwas heißen, ſeinen Kopf durchzuſetzen ... ſchreiben, wie man will. Verſtanden wird man doch nicht ... Ich will jetzt Vorträge halten ... Sehen Sie, niemand kauft unſere Zeitung, und wir werfen das Geld hinaus. Geſtern hat man uns auch noch auf den Bahnhöfen alle Nummern konfiſziert. Unſere Zeit iſt noch nicht. — Aber — ſie kommt!“

Gabriel Wetteroth vergaß ganz, wen er vor ſich hatte.

Nochmals ſagte er: „Ja — ſie kommt!“

Es klang aber ganz mild und mitleidig. Dann ſetzte er den begonnenen Gedanken ſtill für ſich fort.

Als Jochner nicht antwortete, beſann er ſich und ſchaute ihn an.

Der Nachbar veränderte ſich.

Er ſtreifte Wetteroth mit den Augen, ſah wieder weg; er öffnete leidenſchaftlich ausatmend den Mund, wie wenn er ſchwere innere Dämpfe auf die Straße hinblaſen wollte. Zum Sprechen ſchien er anzuſetzen und gab nur unverſtändliche Worte von ſich.

Wetteroth konnte es nicht deuten.

War es ein Rückfall? War es eine Auferstehung?

Martin Jochner schwebte sichtbar empor.

Einige Sekunden, und er war wieder der unnahbare Redakteur der „Metropol-Zeitung", wie ihn Wetteroth kannte, fest und selbstbewußt, ein Mann, an den man sich nicht vertraulich anlehnen konnte.

Wetteroth war ungemein verblüfft.

Ein Wunder trug sich zu und vollendete sich. Noch vor einer halben Stunde hätte er ihm das glühende Ende seiner brennenden Zigarre in den Mund stecken können, und Martin Jochner würde sich nicht gewehrt haben.

Nun aber reckte sich derselbe Mann auf seinem Sitz in die Höhe, gab dem Wagenführer einen Schlag auf die Schulter und gebot ihm zu halten.

Sie standen vor einer geschlossenen Apotheke.

Wetteroth warf die Zigarre fort.

Er erhielt den Auftrag ein Glas Cognak mit einigen Zutaten, die Jochner genau vorschrieb, an den Wagen zu bringen.

Er klingelte. Ein verschlafener Provisor tat auf. Er trat ein.

Die Mischung war noch nicht fertig, als sich Jochner unter dem halb hochgezogenen Rolladen durchklemmte, noch etwas wankend und sehr blaß. Er hatte das Automobil verlassen, den Chauffeur abgelohnt.

Den Trank goß er in einem Zug hinunter. Er ließ sich die Stirne verpflastern und ein seidenes Mützchen, wie

es Studenten über den Kopfverbänden tragen, auf das zerraufte Haar stülpen. Eine Putzfrau wurde aus dem Innern geholt. Sie mußte den Schmutz aus den Kleidern bürsten. Er war schon hart geworden und ließ sich leicht entfernen.

Nachdem alles erledigt war schlug Jochner den Mantelkragen auf. So waren die Spuren der Nacht äußerlich verdeckt. Als er zahlte, versah er sich unerwartet mit einem größeren Geldschein und behielt ihn beim Hinausgehen in der Hand.

Auf der Straße vermißte Wetteroth das Automobil.

Jochner war verlegen:

„Es ist besser — ich nehme einen andern Wagen, Herr Wetteroth!"

Auf seinen Handwink flog eine Droschke an den Randstein.

Aber ehe er einstieg, sah er Wetteroth zum erstenmal, seit er wieder zu sehen vermochte, ins Gesicht.

Es war ein verwildertes, doch trauriges und gütiges Gesicht, auf dem jetzt im blanken Licht der Morgensonne eine brütende Qual lag.

Irgend etwas schien dieser Mensch zu fürchten.

Doch diese Furcht spiegelte — und dies war es, was Martin in seinem dunstigen Tun so ergriff — nur ein einziges, trüb unterwaschenes Auge.

Das andere Auge, viel reiner und farbiger, war tot und starr. Es war aus Glas.

Und statt, wie er vorgehabt, Gabriel Wetteroth mit

einem „Das alles bleibt unter uns!“ das Geld hinzureichen, preßte ihm Martin mit einem kurzen Dankwort die Hand und log: „Das Auto habe ich weggeschickt, damit der Chauffeur nicht erfahren kann, wer ich bin.“

Wetteroth lüftete den fransigen grauen Schlapphut: „Sie haben mir nichts zu danken, Herr Doktor!“

Er verbeugte sich linkisch und streckte seinerseits die Hand entgegen.

Jochner stand in einem Krampf von Scham.

„Wir müssen uns noch einmal sprechen — wegen der Sache da draußen — und auch sonst!“

„Wenn Sie wollen — Herr Doktor!“

„Sie suchen mich auf, das ist abgemacht!“

„Nein! Herr Doktor!“

„Dann komm ich womöglich noch heute zu Ihnen!“

Wetteroth entzog sich.

Er schüttelte den Kopf, ein Lächeln zitterte schief über sein Gesicht.

Der Wagen rollte an, noch einmal blickte Jochner um.

Der Andere ging schon in entgegengesetzter Richtung davon.

Er hatte die Hände in die Taschen gesenkt und schritt von der Sonne umleuchtet dahin. Der graue Hut wippte, wie wenn sein Träger vor sich hinspräche.

Eine Viertelstunde später schrieb Martin einige Zeilen an Dore. Er befahl dem Diener ihn nicht zu wecken und den Brief gegen zehn Uhr nur persönlich abzugeben.

So fiel er aufs Bett.

Er wollte die weißen Kissen genießen, das Dunkel.

Er setzte sich auf: Hatte sich nicht die Welt gedreht, seit gestern?

War alles geblieben? —

Die Politik!

Siebentes Kapitel

Die Schauspielerin kam aus der Villa Werdsee mit mahlenden Zähnen nach Hause. Sie hatte das Gefühl, beleidigt und belogen worden zu sein, und keine Frage, Dore hatte mit Jochner allein sein wollen.

Daß Dores Mutter so gar nicht beunruhigt neben ihr im Wagen saß, reizte sie maßlos.

Als sich Lisbeth auf der Treppe von ihr verabschiedete, meinte sie vertraulich einleitend, Dore hätte nach ihrer Krankheit doch nicht bis in den Morgen hinein — mit Herrn Jochner — zurückbleiben sollen.

Die alte Dame war viel zu müde, sie lächelte kindlich und welk:

„Mit Herrn Jochner! Ja, ja! — Sie hat ihren Freund so lange nicht mehr gesehen —"

Lisbeth Schumann gab es auf. Diese Unempfindlichkeit überstieg alle Grenzen. Sie schlüpfte zupfend in ihre Wohnung.

Die Dienerin, ein Weib von unerkennbarer Nationalität und dunkelgrüner Häßlichkeit, stand mit rotgeschlafenen Augen und schien etwas ausrichten zu wollen.

Lisbeth schleuderte ihr Umhang und Tuch in die Arme und ließ sich los.

In einem Augenblicke brannten alle Lampen, Türen wurden aufgerissen und zugeschlagen, die Herrin stob in einem zornigen verheißungsvollen Schritt durch die Räume.

Die Dienerin drückte sich wie ein Schläge erwartendes Tier im Hausgang umher.

Sie hatte ohnehin ein so unangenehmes Geschäft auf den Lippen.

Es wurde plötzlich still, dann tönte in einem Zimmer Lisbeths Stimme:

„Zasch! Zasch!"

Das war ihr Name.

Sie huschte hinein und sah Lisbeth der Länge nach auf dem Diwan ausgestreckt, die Augen zur Decke gerichtet. Auf einem Tisch stand eine Vase mit gelben Tulpen.

Sie schien sanfter: „Von wem sind die Blumen?"

„Sind Blumen für Herrschaften Stehrheimb."

Der Ärger schwoll wieder an:

„Die hab ich doch erst für morgen vormittag bestellt!"

Zasch würgte:

„Kann morgen Chauffeur nicht in Stadt fahren."

Lisbeth hatte sich aufgerichtet, sie witterte Unrat.

Auf ihre drohende Aufmunterung kam heraus: Die Tulpen hatte Zasch zu später Stunde selber geholt; der Chauffeur hatte den Dienst aufgesagt; am Abend war ihm vor einem Laden, in dem er Einkäufe machte, das Automobil gepfändet worden, durch einen unnachsich-

tigen Gläubiger der Schauspielerin, der sie schon lange verfolgte.

Das war zu viel.

Lisbeth sprang in die Höhe, nahm die Vase und warf sie so heftig zu Boden, daß die Glassplitter an allen Wänden hinaufklirrten.

Im Schlafzimmer setzte sie sich mit einem harten Keuchen in einen Stuhl.

Demütig beugte sich die Dienerin über das Parkett hin und sammelte die Glasstücke auf. Lisbeth schaute durch die Tür zu und befahl ihr ruhig, sie auszukleiden. Und wie in der Absicht, ihre weitere Unvernunft gleich einer lästigen Brummfliege an die Luft zu schaffen, ließ sie die Fenster öffnen. Die kalte Nachtluft strömte herein.

Zasch hakte das kirschrote Seidenkleid auf, es glitt mit einem traurigen Rauschen zur Erde. Der Mieder-panzer lockerte die stählernen Spangen, und Lisbeth begann kühl und zäh zu überlegen.

Ihre Verliebtheit — in die da drüben — war schuld, daß sie an sich zu denken verlernt hatte. War es zu spät?

Möglichkeiten, sich zu rächen, dazwischenzufahren und das Fräulein aus seiner Gemütsruhe zu bringen, dunkelten wie eine häßliche Gasse an ihr vorbei.

Aber würde sie sich dabei wohlfühlen? — Nein!

Was wußte sie denn über Dore und diesen Martin Jochner?

Außerdem hatte sie sich vorgenommen, nie mehr gemein zu sein.

Zasch wollte wissen, ob sich die Gnädige schlafen lege.

Lisbeth war nicht müde. Sie verlangte einen Nachtmantel, ließ sich die Haare lösen und schickte die Dienerin zu Bett.

Als sie allein war, schob sie sich einen Korbstuhl mit Kissen ans Fenster. Der Anblick des Zimmers war ihr unangenehm.

Es war eine künstliche Szenerie, seit es so streng und karg gehalten war, wie sein Vorbild, Dores steifes Schlafgemach. Fast alle Andenken, Photographien und Kranzschleifen, alles Bunte und Launige war verbannt worden, über dem Kopfende des Bettes hing ein großes, schwarzes Kruzifix mit einem elfenbeinernen Heiland.

Sie löschte das Licht, um das Zimmer nicht mehr vor sich zu haben.

Im Grunde war sie doch eifersüchtig, aber es war eine besondere Eifersucht.

Den Mann und den Reichtum, den sie Dore zugeführt hatte, mißgönnte sie dem Fräulein nicht; nicht einmal in dieser Stunde, die sie wieder einmal an ihre ewige Schuldenbedrängnis erinnerte. Aber darüber urteilte sie verächtlich und gleichgültig, ganz anders wie die da drüben.

Dore hatte gelegentlich einer Geldgeschichte, in die ein Kollege verwickelt gewesen war, hochmütig den Kopf

zurückgelegt, sie hasse „alle unklaren und unsaubern Verhältnisse".

Lisbeth kreuzte die Arme. Ihre Stirne zog sich finster zusammen.

Unordnung, Betrug, Lüge, Schein, das alles konnte Dore leicht verabscheuen — weil sie nicht in Schmutz eingewickelt hinaus in die Welt getreten war ... wie sie ...

Sie war schon mit einem Namen geboren, der ihr wie ein Schmachgeruch und ein Spott anhing, und sie hatte ihn wegwerfen müssen. Aus einer elenden, verprügelten Kindheit auf Lehmstraßen, aus Höfen und Pfützen war sie ans Licht gekrochen, aus trüben Kellerlöchern, wo der kratzige Geigenstrich eines Tanzmusikanten, aufgelesener Bilderplunder, ein verschmiertes Legendenbuch künstlerische Offenbarungen waren. Eine gaukelnde Landstreicherin an der Seite von verlumpten Komödianten war sie gewesen, von Menschen, die — das Stroh vom Nachtlager im Haar — in Dorfschenken spielten und dankbar waren, wenn sie nach Hungertagen mit Rauchfleisch und Landwein abgelohnt wurden. Was wußte Dore davon?

Wahrhaftig, sie hatte es schwer! Sie hatte sich durchzwingen müssen, immer wieder losflüchten und weiterjagen müssen, mit Lügen, Betrug und Treubruch, verdammt, ohne Scham und ohne Gewissen zu sein. Und es war nicht umsonst. Fast über Nacht war sie durch die Rolle einer Weibsfurie in dem slavischen Theaterstück,

mit dem die zusammengewürfelte Truppe im Sommer die deutschen Badestädte aufsuchte, berühmt geworden.

Sie wurde älter, sie stieg empor, das Vergangene suchte sie zu vergessen, wie flüchtig geschautes Reiseland. Aber unversehens, mitten in ihrem überheizten Tag, riß sich ein Stück, ein Fetzen aus diesem Dunkel los, und sie wurde von ihrer Jugend heimgesucht.

Es kam vor, daß sie sich ausgehöhlt fühlte, trotz allen Erfolgen. In Dores Wesen war etwas, das solche Plagen verwischte. Schwärmerisch schloß sie sich an sie an. Sie wollte ihr etwas sein.

Und Dore trennte sich von ihr ab ... Es war mehr als eine augenblickliche Kränkung, es war das erste deutliche Zeichen für eine unausgesprochene Geringschätzung ... Sie war entlassen, überflüssig geworden und sollte sich samt ihrer Teilnahme entfernen ... Und warum?

War die Heirat der Grund oder — Jochner?

Von diesem Jochner war in diesen Wochen nicht viel geredet worden, es war kaum sein Name gefallen und nun, unmittelbar vor der Abreise, war er auf einmal da — und ging vielleicht mit Dore durch die Nacht ...

Lisbeth tat einige Schritte. Ihr Herz war wie heißer Wein, aufgeschossenes Blut brannte auf ihren Wangen.

Sie war wieder am Fenster.

Die Straße mit den Vorgärten und Gittern lag kalt und still, die Häuser standen schattenschwarz zurück, leblos und schweigsam. Mattes Licht von Laternen fiel

am Ende der Häusergruppen durch die Baumwipfel. Kein Geräusch war zu hören.

Um sich endlich niederzulegen, setzte sie sich auf das Bett — und erhob sich, um wieder mit angehaltenem Atem hinauszuhorchen.

Hufe schlugen, ein Wagen rollte. Er bog nicht in die Straße herein, es war wieder still.

Es würde wohl noch lange dauern, bis sie heimkämen, wohl bis zum Morgen.

Lisbeth nagte an ihren Lippen und schloß die Augen.

Eigentlich war es heller Wahnsinn, daß sie nicht schlafen ging. Wieviel Uhr mochte es sein? Der Morgen war wohl schon nahe, und sie wachte womöglich schon viele Stunden in dieser blutverzehrenden Spannung.

Schritte tönten von der Straße herauf, sie warf sich in die Fensterbrüstung.

Ein Schutzmann bewegte sich in einem gleichmäßigen Patrouillenschritt schwer und plump unter den Bäumen hin. Die Helmspitze und die Mantelknöpfe blinkten durch die Finsternis. Er hielt die Hände auf dem Rücken, schwankte gemütlich vorwärts.

Zornig zog sich Lisbeth zurück. Sie wollte Licht machen, auf die Uhr sehen und tastete nach der Wand an einer ganz falschen Stelle nach dem Schalter. Dann wußte sie nicht gleich, wo ihre Standuhr war.

Kaum eine Stunde war vergangen.

Was machte sie denn so verwirrt und so beklom-

men? Unglaublich war dies, daß sie sich so aufregte, um Dores willen, die mit Jochner unter den vielen Menschen in den Sälen von Werdsee war. Was wollte sie denn noch von ihr, noch in dieser Nacht? Morgen war doch auch noch ein Tag. Wirklich? Morgen war ja Dores letzter Tag vor der Abreise, und es war fraglich, ob sie sich noch mit ihr aussprechen konnte.

Und das war es, was sie sich wünschte. Ja, das war es!

Einmal mußte sie ganz offen mit ihr reden, so offen, wie sie es noch nie getan hatte. Sie mußte ihr ins Gesicht reden können, ohne Haß — sie haßte sie nicht, sie liebte sie ja, und mehr, als sie je einen Menschen, einen gewalttätigen und gierigen Mann geliebt hatte und lieben konnte, sie war selbst bereit, sich vor ihr zu erniedrigen — wenn sie Dore nur nicht von sich stieß. Das war sie, die Schauspielerin Lisbeth Schumann, der niemand eine solche Regung zutrauen würde.

So blieb sie am offenen Fenster.

Das Laub rauschte; die Viertelstunden schlugen an; die späten Fußgänger tappten: Sie horchte und wartete. Die Arme auf die Fensterkissen gelegt, die Stirn auf die Knöchel der Hand gepreßt, wachte sie Dore entgegen.

Lange nach Mitternacht begann in der Ferne der Ton von einem hastigen Laufen zu rollen und schwoll nähernd an.

Wieder war Lisbeth enttäuscht, das konnte Dore

nicht sein, Dore kam nicht allein und laufend nach Hause.

Und doch war es ein weibliches Wesen, das lief. Das abgehackte, unregelmäßige Aufschlagen dieser Füße klang spitz und leicht.

Lisbeth streckte sich hinaus, soweit sie konnte.

Wer mochte da laufen? Nein, nicht laufen — flüchten, denn die Frau, die sich näherte, flog mit pfeifender Luft dahin. Sie schickte einen Strom von rasender Aufregung vor sich her, sie klopfte die Straße, die Nacht auf mit ihren jagenden Füßen ... sie erschütterte alles und füllte die Gärten und Häuser mit dem Echo eines letzten zitternden Atems.

Ein Kehlton, ein Keuchen bebte an Lisbeths Ohr und drückte ihr das Herz zusammen.

Und nun sah sie auch — zwischen den Baumkronen, die den Blick auf den Fußweg verdeckten — einen dunklen Mantel, flatternde Kleider, eine schlanke Gestalt. Dore!

Ein Hund bellte im Hause und kratzte an eine verschlossene Türe.

Lisbeth schoß in ihrem Spitzenmantel, ohne Licht zu machen, durch Gänge und Türen, kam die Stufen hinab, hörte wie draußen vor der Pforte stöhnend an der Klinke gerüttelt wurde, stürzte wieder hinauf, faßte nach Schlüsseln und schlotterte in einem fallenden Rutschen nochmals hinunter.

Der erste Schlüssel paßte, die Haustüre gab nach, die Lampen im Treppenhaus glühten auf.

Dore stand da, mit weitaufgerissenen Augen, rotem Feuergesicht, fallenden Haaren und wirren Kleidern, von Unglück umloht.

Beim Anblick Lisbeths schrie sie entsetzt auf. Sie tat verzweifelt, sie wollte sich schamhaft abwenden. Mit endender Kraft bat sie schluchzend, sie nur zu schonen, nicht zu fragen, sie zu ihrer Mutter zu lassen. Und fiel verlöschend auf der Treppe zusammen.

Zasch hatte den Lärm gehört und Dores Dienerin herausgeklingelt. Der ganze Hausstand wurde wach. Man trug Dore besinnungslos in die Wohnung hinauf, wo sich die alte Baronin ohne Perücke dem Schreckenszug mit gerungenen Händen entgegenwarf.

Die kahlköpfige Greisin benahm sich, als ob sie keinen Verstand mehr hätte. Sie lallte rauhgaumige spanische Worte, tat wie ein Kind und küßte der Bewußtlosen unaufhörlich die Stirne.

Lisbeth blieb während der Nacht in der Stehrheimbschen Wohnung. Ein Fieber war ausgebrochen und wurde in wenigen Stunden so heftig, daß Dores Antlitz in rotbrauner Glut leuchtete.

Ihre Lippen waren aufeinandergepreßt, die halboffenen Augen glänzten wie ein erblindeter Spiegel. Die Brauen waren hochgezogen, der Mund nach unten gekrümmt, als ob sich auf dem Antlitz ein Augenblick unsäglicher Not unveränderlich eingeschrieben hätte.

Der Arzt kam, derselbe, der Dore während der fieberhaften Erkältung behandelt hatte. Er ging mit dem Be-

ſcheid fort, daß er im Laufe des Vormittags wieder nachſehen würde. Er hatte mit der Miene des Ernſtes die üblichen belangloſen Anordnungen gegeben.

Lisbeth eilte ihm auf die Treppe nach. Er erklärte: „Es kann gefährlich werden.“

Die Pflegerin, die bald nach ihm eintraf, meinte, es wäre eine Lungenentzündung und es hinge alles von den nächſten vierundzwanzig Stunden ab. Ihr ſchwarzes Ordensgewand und ihr Zuchtgeſicht in der weißen Haube mit den geſtärkten Flügeln breitete auf die Menſchen in der aufgeregten Wohnung einen angemeſſeneren, ſtilleren Ernſt. Auch die alte Baronin hielt in ihrem Hinheulen ein und begab ſich zur Ruhe.

Als es draußen zu grauen begann, legte ſich Lisbeth zu einem kurzen Halbſchlaf nieder.

Es war ihr ſchwer, ſich von Dore zu trennen. In einer opferfreudigen Begeiſterung hatte ſie ſich befunden. Immer wieder war ſie nach ihrer Wohnung geſtürzt, um etwas herbeizuſchaffen, beſonders weiche Kiſſen, einen Zerſtäuber für wohlriechendes Waſſer, Tücher für Umſchläge, einen Schirm für die Lampe, kühlende Eſſenzen und eine Menge von andern Dingen, die nicht viel nützten.

Als ſie ſich wieder ſelbſt überlaſſen war, wurde ihr ſofort klar, daß alles mit Jochner zuſammenhängen müſſe.

Um neun Uhr ließ ſie ſich von Zaſch ankleiden, ſie wählte ein dunkles Koſtüm, wie ſie es für gewiſſe ernſte Rollen trug.

Von der Krankenwärterin erfuhr sie, daß Dore in der Zwischenzeit einmal zum Bewußtsein gekommen war.

„Hat sie etwas gesagt?"

„Sie war zu schwach um zu sprechen und ist wieder eingeschlafen."

Lisbeth sah auf das Bett und dachte nach.

Dores Gesicht war etwas entspannt. Aber jeder Atemzug stieß rasselnd durch die Brust. Auf den Lippen welkte die Haut.

Flüsternd zog Lisbeth die Krankenschwester beiseite.

„Sagen Sie mir: Kann so etwas plötzlich kommen, ich meine durch einen Schrecken, eine Aufregung ...?"

„Kaum! Das steckt immer schon ein paar Tage in einem!"

„Ist das möglich?"

„So gut wie sicher!"

Der Arzt begegnete Lisbeth im Vorplatz und nahm ihren Bericht mit höflicher Wichtigkeit entgegen. Er machte sich daran, die Kranke eingehend zu behorchen und zu beklopfen.

Einmal öffnete Dore, als man sie aufrichtete, damit auch am Rücken das Hörrohr angesetzt werden konnte, die Augen. Sie fiel aber sofort wieder zusammen.

„Es ist eine Lungenentzündung!" sagte der Doktor wie befriedigt.

Achtes Kapitel

An demselben Morgen fand sich Joseph Dorn, der Präsident, noch mehr, der Hauptinhaber der Grundkreditgesellschaft, da er im Laufe des Vormittags dringende Geschäfte zu erledigen gedachte, so frühzeitig auf seinem Bureau ein, wie er es noch nie getan hatte. Da über das Leben des Direktionspräsidenten seit Wochen ein Ausnahmezustand verhängt schien, wunderte sich niemand mehr.

Die Angestellten hatten in jüngster Zeit zu viel Neues erfahren. Dorn war sonst wie eine Uhr gekommen und fortgegangen. Er verbrachte genau acht Stunden in seinem Zimmer, das wie ein Kassenschrank versperrt und selbst für die Vorstände der Abteilungen nur durch Haustelephone erreichbar war. Sein Gesicht war nicht einmal dem zehnten Teil der Menschen im Hause vertraut gewesen. Katzensohlig und unsichtbar stellte er sich ein und verschwand. Und Dorn hielt sich neuerdings, als ob er aus seiner Tätigkeit einen liebhaberischen Beruf machen wollte, nur mehr wenige Stunden in der Bank auf. Er besichtigte Arbeitsräume, die er noch niemals gesehen hatte, er tauchte in der Buchhaltung, in den Geldkammern, hinter den Schaltern, bei den Direk-

toren und Vizedirektoren auf, kurz er bewies ein Interesse, das nicht einmal überall eine reine Freude weckte. Der „Grundkredit" war durch diesen Umschwung um eine Merkwürdigkeit ärmer, von der alle Hypothekenschieber, Häusermakler und Bodenspekulanten wußten: Um den geheimnisvollen, von mancherlei Legenden umschleierten Präsidenten, den viele Kaufleute für eine apokryphe Figur gehalten hatten.

Es fiel nicht mehr viel an ihm auf, nur sein huschender Schritt, seine Art, den Kopf etwas vorzustrecken und im Gespräche dem Gegenüber nicht auf die Augen zu blicken.

Tag für Tag wurde man überrascht. An der Türe von Dorns Arbeitszimmer wurde eine Klinke angebracht — statt des Stechschlosses, zu dem nur der Geheimrat selbst, der Generaldirektor und ein Diener den Schlüssel besaßen. Einer der ersten Klienten, die durch diese veränderte Türe eingelassen wurden, war Lisbeth Schumann gewesen. Die dunklen, schweren Vorhänge in dem düstern Raum wurden entfernt, ein großer Spiegel wurde hineingeschafft. Während Dorn vordem in einem geschlossenen Wagen angefahren war, brachte ihn jetzt ein offenes Automobil oder ein Dogcart, das er selbst kutschierte, nach der Bank.

Die Buchhalter wußten alles: „Das verschwundene Feuermal! Die amerikanische Paraffinbehandlung!" Daß eine Einspritzung mit Paraffin dabei eine Rolle gespielt haben mußte, hatte ein Lehrling ausgekund-

ſchaftet, deſſen Mutter in einem Inſtitute für Schönheitspflege arbeitete. Der Fall machte auch außerhalb der Bank, in den Kreiſen angeſehener Dermatologen, von ſich reden.

Vor allem aber wurde die Kunde von dem Meiſterſtück chirurgiſchen Hauterſatzes in der weltſtädtiſchen Geſellſchaft erörtert.

Man hatte Dorns zurückgezogenes Leben auch auf eine mißglückte Ehe geſchoben, die angeblich ſchon nach einem Tage wieder aufgehoben worden war. Ein Selbſtmordverſuch — unmittelbar nach dieſem Ereignis, das faſt zwanzig Jahre zurückliegen ſollte — und ein Liebeshandel mit einer abenteuernden Mondäne, der mit einem Erpreſſungsſkandal endete, wurden ihm nachgeſagt.

Genau war niemand unterrichtet.

Dorn trat an den Schreibtiſch und nahm Dores Bild zur Hand.

Er ſtellte es zärtlich nieder. Dann betrachtete er ſich flüchtig im Spiegel und griff nach dem Reiſehandbuch.

Er hatte den Drang, etwas für Dore zu tun.

Er hatte ſchon viel für ſie gekauft, Schmuckſtücke, die er ihr ſpäter einzuhändigen gedachte, weil er nicht zudringlich ſein wollte; Palmen und Blumen für den Wintergarten und alte Bilder und Möbelſtücke, alles für die Wohnung auf dem Gute vor der Stadt, das die erſte Herberge werden ſollte. Ob ſie es bleiben würde, darüber mußte Dore entſcheiden.

Sie hatten über diese Dinge fast noch gar nicht gesprochen, weil bei ihrem Zusammensein die künftige Ehe kaum berührt wurde. Er war auch höchstens dreimal mit ihr eine Stunde allein gewesen. Trotzdem fühlte er sich fest an sie gebunden. Zum erstenmal konnte er von seinem Dasein erzählen, spürte er sich mit dem Leben anderer Menschen menschlich verknüpft.

Er küßte ihr die Hände, nannte sie bei ihrem Vornamen und umgab sie mit seinem Gehorsam. Ohne etwas für sich zu fordern, das sie nicht freiwillig gab.

Um ihr Wohlsein war er nie lärmend besorgt, wie Leute, die sich als Aufsichtsbehörde über eine unentbehrliche Person aufspielen und sich dabei Liebe oder Rührung zu holen glauben.

Einmal traf er sie, sie hörte ihn nicht, matt und überschattet im Liegestuhl. Es war unmittelbar nach der Krankheit, sie schien verstört und fand sich mühsam zurecht.

„Ich benehme mich seltsam, ich hätte wissen sollen, daß Sie kommen würden."

„Und ich finde, Dore, daß Sie in allem frei sein sollen."

„Wie meinen Sie das?"

„Daß es Ihnen freistehen soll, sich mit Ihren Gedanken zu beschäftigen und zu vergessen, daß ich vorhanden bin ... Ich wäre ein empfindlicher Tor, wollte ich verlangen, Sie sollten meinetwegen immer bei guter Laune sein."

Noch nie war in Dore so viel Wärme und Dank für Dorn aufgestiegen. Sie zeigte sich künftig noch empfänglicher für sein sachtes Werben.

Manchmal ertappte sich Dorn bei dem Wunsche, daß es noch lange so dauern möchte. Nur ganz schattenhaft konnte er sich im einzelnen den beschlossenen Verlauf der Dinge ausdenken. Auch hatte er eine unüberwindliche Abneigung, zu irgend jemand von seinen Heiratsplänen zu sprechen. Es war ihm peinlich, daß er das aufgeben mußte. Eine Aussprache mit seinem Anwalt stand für diesen Morgen bevor.

Dorn schaute auf; er hatte Mühe, den Druck des Reisehandbuches zu entziffern. Das Zimmer, das voll Sonne gewesen war, schien mit einmal finster.

Er sah hinaus.

Während er gelesen und überlegt hatte, war es grau geworden. Die Sonne war fort, die Straße lag ohne Licht. Regentropfen hingen an den Fensterscheiben.

Die schlechte Witterung durchkreuzte seinen Tag. Er hatte gegen Abend mit Dore, der Mutter und Lisbeth Schumann einen Ausflug nach den Herbstseen verabredet. Der strahlende Morgen hatte ihn getäuscht. Das frühe Aufstehen war nutzlos, alles verschob sich.

Bei Lampenlicht schrieb er die Reisestrecke für Dores und der Mutter Fahrt zu Ende. Um die Zeit auszufüllen trat er einen Rundgang in den Stockwerken an.

Als er zurückkam, erschien der Anwalt. Es war ein bartloser älterer Herr mit einer übergroßen, etwas koket-

ten Hornbrille und einer großen Mappe aus falschem Krokodilleder.

Dorn nahm sich vor, die Sache kurz zu machen, den Ton so leicht wie möglich anzusetzen.

Es glückte nicht. Der hastige Anlauf „Ich werde mich in der nächsten Zeit verheiraten" schlug fehl.

Der Anwalt verstand nicht, mußte nochmals fragen. „Sie wollen...?"

„Mich verheiraten und schon heute einige Bestimmungen zugunsten meiner künftigen Frau treffen..."

Der Advokat war ein Geschäftsmann und hielt sich für einen Menschenkenner. Er war gefühlsfest; nur die Kunden, nicht er, durften sich überraschen lassen. Aber jetzt war sein geschultes Gesicht erstaunt und bewegte sich zweifelnd.

Der notwendige Glückwunsch folgte viel zu spät.

„Danke!" antwortete Dorn. Er schien sehr verstimmt.

Der Anwalt merkte, wie ungeschickt er gewesen war. Er wollte es gewandt überbrücken. Eine Handlung Dorns, so versicherte er, könne der Mitwelt durchaus nicht gleichgültig sein. Und er machte eine Gebärde, die ungefähr ausdrücken sollte, daß gerade ein Mann wie Dorn selbstverständlich das Vorrecht habe, alle nur menschenmöglichen Entschlüsse auszuführen.

Dorn blieb schroff.

Da schwenkte der Mann mit der Brille vollends auf das bewundernde Gebiet.

„Ist es ein Ereignis oder nicht? — Die Stadt wird daran teilnehmen, das Land, das Reich."

Und der Advokat türmte eine dringende Rede. Er wußte wahrlich, wer Dorn war.

Die alten Häuser sanken um, die neuen Straßen wurden gespannt, die Sandgruben füllten sich auf, die Wälder wurden gelichtet, die Hügel wurden geebnet, unfruchtbares Moorland entwässerte sich: Der Boden wandelte sich und trug Kolonien und Städte. Über allem ragte Joseph Dorn; Architekt, Ingenieur, Finanzmann; der Gott mit dem Rechenschieber, den Lichtpausen und den Stadtplänen.

„Wie Sie, Herr Geheimrat, hat niemand von uns gearbeitet!"

Dorn aber sah sich in diesem Augenblick zur Nacht durch die wachsende Weltstadt gehen. Er horchte, er lauschte. Der Koloß aus Mauern, Asphalt, Eisen und Holz war sein einziger Freund, seine Liebe. Er sprach mit tausend Stimmen aus dem Straßenlärm, aus dem Fluß der Menschenmassen, aus dem Zug der Wagen. Ungeheure Begierden kreisten in dem steinernen Körper; er wollte sich dehnen und strecken. Dorn nahm es wahr. Er erfuhr, wo er Raum schaffen mußte. Er irrte nie. Denn er zerstreute sich nie. Er lebte ohne Sonntag und Freude.

Was sollte ihm dieser Wortschwall?

Ein Sturzregen ging draußen nieder, Regenstränge, vom Winde gepeitscht, klatschten an die Scheiben.

Dorn machte jetzt dem Anwalt befehlend und sachlich

wie man zu Untergebenen spricht, die nötigen Angaben. Er händigte ihm die Papiere aus und wiederholte mehrmals: „Notieren Sie noch . . .!“

Als er Dores Personalien nannte, sah er scharf auf die funkelnde Hornbrille. Der Anwalt muckte nicht mehr.

Er war völlig Schreibzeug; ersichtlich unbeteiligt zeichnete er den Namen Dores auf und Näheres über einige Häuser, die ihr Dorn als Eigentum übertragen wollte.

Er rechnete aus: Ungefähr den zehnten Teil seines Vermögens verschenkt der Geheimrat. Er setzte statt einer lauten Bemerkung hinter das letzte Wort einen feierlichen Schnörkel.

Dorn fragte: „Wann werden Sie mir die Urkunden bringen?“

„In fünf bis sechs Tagen.“

Dorn nickte und stand auf, wodurch alles weitere abgeschnitten war.

Der Anwalt empfahl sich und ließ eine Unruhe da, die sich Dorn nicht erklären konnte. Er war unsicher geworden einem Menschen gegenüber, an dem ihm wirklich nicht viel gelegen war.

Der Regen hatte nachgelassen, es fielen nurmehr dünne Fäden.

Dorn schellte dem Diener und trug ihm auf, den Cart vorfahren zu lassen.

Es war ihm, als müsse er nun erst recht alles, was er sich vorgenommen hatte, zu Ende führen.

Er wollte auf das Reisebureau fahren und die Fahrscheine zusammenstellen.

Bis der Wagen bereit war, stöberte er in eingegangenen Briefen und in den Sammelberichten aus den Zweigniederlassungen.

Das Geschäft stockte, Gelder wurden gekündigt, die Mittel wurden knapp, alles wegen der unsicheren politischen Lage. Alle Korrespondenten versicherten fast wörtlich dasselbe.

Er wußte es schon aus der Zeitung. Ob es vorbeigehen würde oder nicht: Ihn schreckte es nicht. Er war durch Arbeit gläubig und frei geworden.

Mit einem langen Gummimantel über dem Arm meldete der Diener, daß der Wagen vorgefahren wäre. Aber es würde eine nasse Fahrt, ob Dorn nicht lieber das Automobil wolle.

Gleichzeitig klingelte das Tischtelephon. Von der Hauszentrale wurde angefragt, ob Dorn für Fräulein Schumann zu sprechen wäre. Er ließ sich verbinden.

Der Diener sah mit an, wie dem Mann am Telephon schon bei den ersten Worten das Blut aus der Haut trat.

Er widerhallte mit zerspringender Stimme: „Krank ... ohne Bewußtsein ... eine gefährliche Entzündung ...," preßte kurze Fragen heraus und sagte ein übers andere Mal: „Augenblicklich bin ich da!"

Auch das Unglück setzte Schwungfedern auf. Erst stand Dorn wie umfinstert, das Hörrohr entfiel ihm, er schien vom Schlag gestreift.

Dann würgte er sich zusammen, riß den Mantel an sich und stürzte hinaus.

Das Gewitter brach aufs neue los, in Wasserfahnen strömte der Regen.

Er kann nicht fahren, dachte der Diener, der ans Fenster ging, um noch etwas von der Verfassung seines Herrn aufzufangen.

Dorn sprang mit einem Satz auf den Lenksitz, griff Zügel und Peitsche und trieb das Pferd so heftig an, daß es sofort in einen kurzen Galopp überging.

Als ob es ein Rennen gelte, flog er an den Fuhrwerken des Fahrdammes vorbei, mit ungeknöpftem wehendem Mantel. Der Regen schlug ihm das heiße Gesicht, das Wasser durchnäßte sein Gewand.

An einer Straßenecke glitt das Pferd auf dem überschwemmten Asphalt aus und schlug auf die Vorderbeine. Er schleuderte es mit einer einzigen gewalttätigen Zügelfaust wieder in die Höhe und jagte weiter, der Vorstadt entgegen. Der Kutscher neben ihm hatte zu tun, um durch unablässige Lärmsignale Fußgänger und Wagen aus der Bahn zu scheuchen.

Merkwürdig belebt waren die Straßen, fast an allen Ecken standen die Leute in Gruppen zusammen. Dorn sah es nicht, er sah nur voraus.

Irgend etwas hatte die Schauspielerin verschwiegen, etwas, was ihn mehr anging als die Erkrankung. Seine Gegenwart wurde gefordert, eine Handlung wurde von ihm verlangt. Kein Mißtrauen, keine Eifersucht

flammte in ihm empor, er war nur in einer zitternden Bereitschaft. Er hatte ja nichts zu fordern, er wünschte sich im Gegenteil, daß der Augenblick gekommen wäre, um ihr, was es auch sei, zu schenken. Um etwas für sie zu dulden, um vielleicht mit seiner Brust einen Stoß auf ihr Herz aufzufangen. Es umfloß ihn wie unklares Licht.

Die Beine gegen die vordere Wagenwand gestemmt, raste er dahin, drückte die Zügel zwischen die krampfigen Finger und gab sich dem Spritzregen preis.

Das rauchende Pferd hielt vor dem Haus; es war weiß gebadet in kreidigem Schaum und blähte bei jedem Atemzug den Leib wie einen Blasebalg zusammen.

Als Dorn von seinem Sitz herunterſprang, waren seine Beine und Arme taub. Er mußte sich schütteln.

Lisbeth Schumann kam mit einem übernächtigen und feierlichen Gesicht entgegen; sie zog ihn, ohne zu sprechen, durch ein Zimmer, das voll war von halbgepackten und aufgeschlagenen Koffern.

So stand er an einem Bett, eine Krankenschwester hob warnend die Hand.

Dorn empfand eine Schwäche in der Kniegegend.

Dore war furchtbar und unbegreiflich verwandelt; vor vierundzwanzig Stunden war er ihr begegnet; ihre Glieder blühten, ihre Augen waren offen und sanft.

In dem Bett schimmerte ein Fiebergesicht, das Dore kaum ähnlich war. Hilflos auf die Kissen geschüttet umgaben die nassen Haare das Haupt, kraftverlassen ruhten die Arme auf der Decke.

Er faßte es nicht. Es war, als habe ein Dämon Dore vergiftet. Wie von einer Niedertracht hingeſtreckt lag ſie da.

Er ſtöhnte auf.

Die Wärterin wollte ihn zur Tür hinausdrängen.

Er wich nicht, kniete ans Lager und küßte die glühende Hand, die ſich ſchlaff und reglos, wie ſie war, von ſeiner umſchließen ließ.

In dieſem Augenblick ſchwamm auch einmal ein Blick aus ihren halbgeöffneten Lidern wie aus einer fernen und bewußtloſen Angſt über ihn hin, aber nichts verriet ein Erkennen.

Was von Leben in ihr war, das rauſchte in der unaufhörlich gerüttelten Bruſt und ſchien ausfliehen zu wollen in dem gequälten Atmen und Keuchen.

Es war ein ſo ſeltſames Atmen, es war wie ohnmächtiges Sprechen, es zitterte darin wie von einem furchtſamen Flehen.

Dorn hörte es; er flüſterte etwas zu Dore, als ob er ſie beruhigen wollte.

Wieder klang es wie bittendes Schluchzen.

Erſchüttert fuhr Dorn in die Höhe:

„Man hat ihr etwas getan!“

„Sie müſſen gehen!“ mahnte eine ruhige Stimme hinter ihm.

Er wandte ſich um und ſah unter der Bänderhaube das zuverläſſige Geſicht der Pflegerin. Lisbeth war hinausgegangen.

„Es wird gut ablaufen!“ ſprach die Pflegerin wieder.

Dorn kam es, daß man die Angehörigen von Schwerkranken immer mit ſolchen Mitteln zu beſchwichtigen ſuche.

„Das ſagt man ſo ...“

„Nein! Nein!“, antwortete die Schweſter und ſchob den wankenden Mann, der noch immer von Näſſe triefte, mit einem ſchwachen Zulächeln endgültig hinaus.

Dorn ergriff dieſes Lächeln wie eine Hoffnung.

Mit dem Gedanken, daß niemand lächeln würde, wenn Dores Leben bedroht wäre, taumelte er aus dem Krankenzimmer und war in dem Wohngemach mit den dunkelbraunen geſchnitzten Möbeln, das er noch nie ohne Dore erblickt hatte.

Eine unerwartete drückende Stille umgab ihn. Niemand war da, weder die Mutter, die ſich noch gar nicht gezeigt hatte, weder Lisbeth Schumann noch irgend jemand, der zu ihm ſprach.

Was hatte das zu bedeuten? Wo waren ſie alle? Warum war er plötzlich ſo allein?

In dem unaufgeräumten und verlaſſenen Zimmer war die verhallte Aufregung liegen geblieben. Ein Tiſch war mit Bettwäſche und eilig hervorgeriſſenem Hausgerät bedeckt, auf das Sofa war Dores Mantel geworfen.

Vor dem Fenſter ſchwankten Bäume im Garten, ein

grauer Himmelsstreifen mit zerrissenen Wolken floß über sie hin.

Er sah und horchte auf, als müsse nun jemand zu reden beginnen und alles erklären.

Ein Mann sprach im Hausgang, erregtes Hin- und Herreden folgte.

Er unterschied die Schumann, vernahm Schritte und wünschte sich, daß sich bald jemand seiner erinnern möge. Er wußte ja noch nichts, nichts weiter, als daß nebenan eine Kranke war, die ihn nicht mehr erkannt hatte. Es war wie eine Erscheinung gewesen, und er konnte sich nicht damit abfinden.

Er sah auf die Uhr. Es war noch nicht halb elf.

Nachdem er kaum fünf Minuten allein gewesen war, öffnete sich die Türe.

Lisbeth Schumann bat um Verzeihung. Sie habe ihn warten lassen. „Aber dafür kann ich Ihnen jetzt — alles sagen." Sie hielt einen Brief in der Hand und blickte sorgend, mit einer schamhaften und forschenden Entschlossenheit.

Er faßte nach ihren Händen, die Schumann fing an: „Der Arzt meint, es wird vorbeigehen. Aber etwas anderes, das — wahrscheinlich geschehen ist, darf ich Ihnen nicht verschweigen. Lesen Sie diesen Brief!"

Dorn war es, als setzte sich ihm ein eiserner Fuß auf die Brust. Lisbeth reichte ihm einen kurzen Brief, der nur wenige, wild hingeschriebene Zeilen enthielt.

In gedämpftem Ton fügte Lisbeth Schumann hinzu,

daß Martin Jochner der Briefſchreiber ſei, der Dore in der vergangenen Nacht aus der Villa Werdſee hätte nach Hauſe bringen ſollen. Jochners Diener ſei mit dem Kuvert ſoeben an die Haustüre gekommen und habe es in den Händen des Dienſtmädchens gelaſſen.

In einem traumhaften grauen Dunkel, das ſich langſam ausbreitete, ſchaute Dorn nur den ſprechenden Mund der Schauſpielerin und das helle Stück Papier.

Alles, was aus dieſem Mund auf ihn zutrieb, ſchien ihm ſinnlos.

Und ſinnlos dünkte ihn, was da geſchrieben ſtand.

Es lautete:

„Ich weiß nicht, was in dieſer Nacht mit Dir und mir geſchah. Ich glaube, daß ich krank geweſen bin, wie ich es noch niemals war, und daß ich mit Dir geſund werden kann. Der heutige Tag wird die Klarheit bringen. In zwei Stunden bin ich bei Dir, um Dir alles zu ſagen. Sei bereit für mich! Dein Martin!“

Der letzte Satz war dreifach unterſtrichen.

Dorn ließ das Blatt ſinken.

Jochners Geſtalt tauchte vor ihm auf. Er verſuchte ſich ein Bild von dem Weſen dieſes jungen und, wie er ſich zu entſinnen glaubte, von ſich eingenommenen Menſchen zurückzurufen, aber er konnte ſich nur unbeſtimmte Züge vergegenwärtigen; fremd und unfaßlich wie ihm der Inhalt dieſes Briefes entgegenſtrömte, trat dieſer Mann vor ihn hin.

Lisbeth Schumann begann wieder zu reden. Ihr Mund bewegte sich hart und jäh.

Sie erzählte von Dores nächtlicher Ankunft, von dem Entsetzen auf ihrem Gesicht — von einer vermutlichen Gewalttat, aus der Dore nach Hause geflüchtet wäre.

Dorn war in einen Stuhl gefallen, er bohrte, um nicht aufzuschreien, seine Nägel ins Holz der Lehne. So fragte er auch noch einiges, mit abgewandtem Gesicht und ausgelöschter Stimme.

Dann erhob er sich und steckte den Brief ein.

Lisbeth Schumann geleitete ihn hinunter. Vor dem Hause fand er das Automobil. In zwei Stunden, erklärte er, gedenke er wieder da zu sein.

Die Schauspielerin sah, wie er auf die Frage seines Wagenführers von dem Briefe etwas ablas, und sie schloß, daß es die Adresse Martin Jochners war, die auf einer Ecke des Briefbogens stand.

Neuntes Kapitel

Als mehrmals hintereinander heftig gepocht wurde, richtete sich Martin Jochner klopfenden Herzens aus seinem Halbschlaf empor und öffnete die verschleierten Augen. Er war auf seinem Bett, Laternenschein fiel durchs Fenster, am Hause rollten Wagen vorbei, es war Nacht — — — — — — — — — — — — — Er macht Licht, schnellt auf und ist mit einem großkarierten Reiseanzug bekleidet. Stöße von Zeitungen stehen im Zimmer hoch an den Wänden hinauf und bedecken den Boden, seine Füße waten in rauschenden Blättern; Stimmen schreien draußen im Arbeitszimmer durcheinander, immer stärker wird auf die Tür losgeschlagen, einer brüllt laut: „Machen Sie auf!" Er strampelt mit aller Kraft durch die kniehohen Zeitungen, eine ungeheure Papierpyramide verbarrikadiert den Eingang. Er klinkt auf, jemand stemmt sich gegen die Türe, und sie biegt sich. Eine bläuliche Hand schiebt sich durch den Spalt, Martin schreit: „Wetteroth!" Hinter der Türe ruft es: „Lesen Sie!" Ein kleines gerolltes Blättchen schiebt sich ihm in die Hand. In Fettdruck ist sein Name als Titel darauf, andere Überschriften und alle mit seinem Namen verbunden, tanzen ihm vor den Augen.

Wütend ballt er das Blättchen zusammen, die Pyramide fällt schaukelnd auseinander ——— Er ist in seinem Arbeitszimmer, das sonnenhell und friedlich vor ihm liegt. Klöpfer, der Diener, steht in einer Ecke und bürstet schmutzige Kleider aus. Er lächelt sonderbar, deutet auf eine Kristallschale voll Visitenkarten und sagt: „Die Herren waren da und wollen alle wiederkommen." Martin liest: Harry Fountain, Hippolythe Bossoir, Kling — und viele andere Namen. Am offenen Fenster huscht plötzlich Dore vorüber, in einem tiefausgeschnittenen Kleid. Ängstlich schaut sie um sich, er ruft: „Da bin ich!" und Dore jagt mit gebauschten Röcken davon. Unvermittelt läuft er im Nachtgewand auf die Straße und eilt durch Schwärme von lachenden Menschen— —— — — — — Es ist wieder dunkel, viele Monde glänzen am Himmel, er fegt einen schlüpfrigen Bergweg hinauf. Auf einer Bank unter rundbeschnittenen Bäumen sitzt Frau von Grauße und sucht ihn festzuhalten. Lampen strahlen, Gäste drängen sich, in der Villa Werdsee ist Ball, die Bilder stehen auf Staffeleien mitten in den Beeten. In einer halbdunkeln Laube schaukelt sich Elisabeth von Grauße auf seinen Knien und schmiegt ihre Arme um ihn. Er tut, als ob er die Augen schlösse um sie zu küssen und schielt nach flüsternden Menschen in der andern Ecke. „Ich weiß, meine Mutter will dich," sagt Elisabeth — — — — — — — — — — — — — — — — Ein rotblaues Licht schimmert auf, Dorn sitzt ihm gegenüber, das Feuermal auf seiner Wange

leuchtet, die Laube wird hell. Dore lehnt gedankenlos in Dorns Arm. Lisbeth Schumann und die alte Baronin lächeln und schwatzen. Dore trägt eine Spitzenmantille und ein schwarzes Kopftuch, die Mutter eine bebänderte Haube, die Schumann einen kecken Hut mit herabhängenden Quasten und Dorn ein goldgesticktes Jäckchen wie ein Stierkämpfer. „Spanische Kostüme!" Er entsinnt sich, es sind Personen von einem spanischen Straßenbild, einem merkwürdigen Gemälde mit einer leidenschaftlichen Parade von lustgebärdigen Männern, Dirnen und Kupplerinnen. Er schreit auf, Dore wendet verächtlich den Kopf und legt ihre Hand mild auf das fackelnde Feuermal — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Wie zerfließendes Wasser weicht der Boden zu seinen Füßen, es schwemmt ihn durch einen zwielichtigen ungeheuren Raum, er wird in die Höhe gehoben und hat in beiden Händen Depeschen und Briefe mit außerordentlichen Enthüllungen. Irgendwo soll er eintreffen und sprechen. Ein grauenvoller Weltsturm bereitet sich vor, ohne Atem und in fürchterlicher Erwartung fliegt er durch die Luft, Zerrüttung und Chaos zeigen sich an, Völker wollen aufeinanderprallen und sich zerschneiden — er kann das Unglück aufhalten. Gedanken, die er noch niemals gedacht hat, springen aus ihm hervor, einer nach dem andern, in schlagenden Rhythmen, die ihn wollüstig durchdringen. Hoch über allen wird er ragen, er muß sich verkünden, alle andern sind blind. Doch schimpfende Menschen schmähen hinter ihm her, Bat

lone von Feinden hetzen ihm kläffend nach. Er deckt die Ohren mit den Händen und wendet sich nicht mehr nach ihnen um. So entkommt er — — — — — — — — — — — — Städte mit Domen und Turmschlössern tauchen aus Nebeltiefen auf. Er ist in einem steinigen Paßtal und flüchtet die ungezählten Schleifen einer gewundenen Bergstraße hinab. Der ferne Schall von grollenden und murrenden Ländern bricht durch die Lüfte. Auf einem Brückengeländer sitzt Dore, viel jünger und schöner unter heißer und stechender Sonne. Ihre Haare sind aufgelöst und fallen in Ringellocken um die Schultern, ihre Füße sind bloß. Sie spricht: „Trag mich heim!“ und hängt sich an seinen Hals. Er nimmt sie auf, sie schmiegt sich sanft an ihn, er wandelt durch den abendlich schattigen Wald. Ein tiefes Glück ist auf dem Grund seiner Seele, Dore blickt zärtlich und flüstert: „Ich bin bei dir!“ Ein Sturm naht und bläst ihm ins Gesicht, er fühlt Qual und Unglück. Die Winde schleudern ihn vorwärts, auf eine graue Ebene, ein Orkan von braunen und schmutzigen Menschenscharen umweht ihn, sie reißen ihn in ihren Lauf. Dores Körper zieht sich in matter Blässe zusammen, mit einem Wehhauch löst sie sich an seiner Brust in Luft auf. Überall, wo sie ihn berührt hat, brennt ihm die Haut. Seine Glieder schmerzen, er kann sich nicht mehr vorwärts schleppen. Die Menge aber wirbelt über ihn hin und durch ihn hindurch, als ob er wesenlos wäre — — — — — — — — — — — — Sehnsüchtig und wund ruht er am Tage

im Bett und ſpringt empor. Ein Manifeſt muß er aufſetzen, es ſoll in Millionen und Abermillionen über das Ausland flattern. Ein Getöſe in der Luft ruft ihn ab, er kann nicht mehr ſchreiben. Die Ausländer wollen nicht denken, ſie horchen auf ſchmetternde Redner und tanzen nach Nationalhymnen. Länder breiten ſich vor ihm aus, ein Nebeneinander von wogenden Bühnen. Durch himmelhohe Wälle aus Wolken ſind die Länder geſchieden, über allem qualmt dasſelbe gelbrote Licht, alle ſind volküberbrandet und rauchen von Staub. Gewitter entladen heißen Regen. Glocken hämmern, Gewehre knattern, die Lüfte ſieden. Gelbe, ſchwarze, braune und weiße Knechte taumeln um Flaggen, begeiſtert fluten ſie geheimnisvollen Geſtalten zu, die unter edlen Steinmasken ihr Antlitz verbergen. Auf eine Tribüne ſpült ihn eine Menſchenwelle hinauf, unter einem roten Katafalk ſteht er, neben einem Redner, der mit einer rohen Gebärde die Maske lüftet. Ein blutender Totenkopf glotzt ihn an. Er will ſchreien, kein Laut dringt aus ſeiner verſiegelten Kehle, ſeine Zunge iſt ſtumm. Der Totenkopf unter der Steinmaske ſpricht weiter und hetzt die Hörer in funkelnde Wut. Beſpritzte Geſichter krampfen ſich in ſchaumiger Verzückung, angetrunken mit Lügen wälzt ſich Haufen um Haufen mit aufgeworfenen Armen davon, eine ſtrömende Peſt. Die prahlenden Flaggen möchte er niedertreten, die verlogenen Wahlſprüche zerreißen, die über das dampfende Völkergemiſch hinflattern. Seine Hände ſind ſtarr, niemand

achtet auf ihn — — — — — — — — — Eine Gasse ist auf in dem dichten Gewühl, er rennt sie entlang, rennt unendlich weit fort, flüchtet auf eine mächtige Treppe und stürmt aufwärts durch bronzene Türen, hinein in einen blendenden Marmorsaal. Die Staatsmänner und Feldherrn des Landes stehen mit goldenen Achseln und strahlender Ordensbrust, feierlich und entrückt. Sie sind wie zu einer Messe versammelt, zu einer Andacht vor erlösenden heiligen Taten. Ernst und würdig tritt er in den Kreis. Ein eisgrauer Mann im hellen Priestergewande schreitet, Güte und Schmerz in dem schweren Gesicht, durch den Saal, und wie die anderen beugt er vor ihm das Knie. Er wandelt mit der segnenden Hand, an der der grüne Fischerring blitzt, wie damals im Vatikan an ihm vorbei. Er erhebt sich wieder und hört dicht neben sich eine scharfe und rasche Stimme. Wie vor Jahren steht der König vor ihm und greift kräftig nach seiner Hand, er ist auch in derselben Uniform, in einem dunkelgrünen Rock und blickt leidruhig und bestimmt, wie wenn er allen von seinem entschlossenen Wesen mitteilen wollte. Ein Diplomat in blauem Frack und weißem, spitzigen Bart nennt seinen Namen. Der König schaut erwartend. Er will sprechen, in einem Hochgefühl ohnegleichen. Er ist fest wie ein Fels. Da stellt sich ein gewöhnlicher Mensch, der Wetteroths Züge trägt, vor ihn hin und kreuzt die Arme. Die vertrauten Gesichter verschwinden, der König ist weit von ihm fort. Fremde Herren mit hä-

mischem Mund drängen sich vor, Diener verteilen kleine Blättchen mit der Geschichte seiner Nacht. In Scham sieht er an sich hinab, er ist über und über bestaubt, zerrissene Kleider kleben ihm an, seine Hände bluten. Der Marmorsaal wird leer, die Wände weichen in die Dunkelheit zurück. Der Mensch, der bald wie Dorn, bald wie Wetteroth aussieht, ist geblieben und starrt ihn unverwandt an. In zuckender Angst mit rückwärts gekrümmtem Leib tappt er gebannt nach hinten. Er möchte ihn anflehen, wieder ersticken die Worte, sein Körper friert ein, unter den bohrenden Augen dieses Mannes, mit metallenen Schlägen fiebert sein Herz an die Rippen — — — — Er ist in der Redaktion, eine Klingel schrillt hoch und zitternd, und er will alles, was er geschaut hat, niederschreiben. Bogen um Bogen bedeckt er, seine Hand hastet beständig weiter, aus den Liftkästen wallen Zeitungen, Briefe, Telegramme auf ihn zu, immerzu läutet die Klingel. Dore hat geschrieben, die Schumann hat geschrieben, von auswärts telegraphieren die Minister und Botschafter, die Abonnenten schicken Schmähbriefe, Parteiführer, Politiker und Vereine drohen mit Klagen. In den illustrierten Zeitungen sind fratzenhafte Bilder, Dore mit eingebissenem Mund, Dorn mit dem Feuermal, Wetteroth mit dem Schlapphut, er selbst mit einer Schmarre auf der Stirne. Er muß sich rechtfertigen, er muß schreiben, die Glocke betäubt ihn, immer wieder schwirren Zeitungen und Briefe auf ihn zu. Er greift sie und stampft darauf. Es hilft nichts, ei

neues Gestöber fällt nieder, vermischt sich mit seinem Manuskript. Er rast an die Türe, sie geht nicht auf. Die Klingel will er von der Decke herunterreißen, auf einen Stuhl will er springen. Da sitzt Wetteroth darauf. Stumm und blaß streicht er sich den verrauften Bart. Martin wirft sich auf ihn, der andere beugt ihn mit einer Hand nieder. Auf die Schreibtischkante stößt seine Stirne, die Kehle fühlt er von einer eisernen Griffaust umkrallt, vor seinen verdunkelten Augen verliert sich der Raum. Er röchelt im Takt der rasselnden Glocke —

— — — — — — — — — — — — — — — —

So träumte Martin Jochner hin, als am Morgen um zehn Uhr, kurz nachdem der Diener mit dem Brief an Dore fortgegangen war und seinen Herrn schlafend zurückgelassen hatte, zur selben Zeit die Telephonklingel und die Hausglocke zu läuten begannen.

Er erwachte und unterschied trotz einer grausenhaften Beängstigung mit halboffenen Augen einige Gegenstände in seinem Schlafzimmer, das Streifenmuster der blauen Tapete, den großen Spiegel, in dem Licht blinkte, den braunen Marmor vom Waschtisch. Er griff nach der glühenden Wunde auf der Stirne und tastete prüfend mit den Fingern über das Laken und nach der Bettkante.

Er war wirklich erwacht und in seinem Zimmer.

Es läutete weiter, fröstelnd deckte er sich ab und stand dumpf im Gang. Schritte entfernten sich draußen von der verschlossenen Haustür, und das Läuten der Hausglocke hörte auf. Nur das Telephon klingelte in kurzen

Signalsalven fort. Er nahm das Hörrohr ab und die Klingel schwieg.

Durch das Wohnzimmerfenster sah er einen Mann unter einem Regenschirm aus dem Hause gehen, der sich auf der Straße nochmals nach der Fensterfront umdrehte.

Martin erkannte Emmerich Still und schaute ihm empfindungslos nach.

Genau in der Reihenfolge, wie er sie jeden Tag einhielt, fing er mit seiner Morgentoilette an. Seine Hände gehorchten ihm wie immer. Er faßte zu und bewegte sich.

Um sich zu rasieren, rückte er einen Tisch ans Fenster.

Als er sich mit dem Messer über die Haut fuhr, sah er im Spiegel die Schramme auf seiner Stirne mit dem Pflaster und erschrak.

Er war doch nur im Traum gefallen! Woher kam die Wunde?

Das Messer entfiel seiner Hand, er entsetzte sich über sein qualvoll verzerrtes Gesicht.

Er ging in den Zimmern umher und sah nach, ob sich nichts darin verändert habe.

In der Kristallschale auf dem Schreibtisch war keine einzige Karte, im Schlafzimmer war keine einzige Zeitung. Wie wäre es auch möglich gewesen? Er hatte ja Klöpfer verboten, jemals eine Zeitung mitzubringen.

Alles war Traum und wiederum Traum, und er hatte auch nur geträumt, daß ihn gegen Morgen Wetteroth mit fremden Männern in einer Vorstadt aufgefunden

und nach Hause gebracht hatte. Außerdem war er allein nach Hause gekommen. Das wußte er bestimmt, und Klöpfer sollte es ihm bezeugen. Klöpfer war noch nicht da, weil er inzwischen fortgegangen war, zu Dore, mit einem Briefe, den er am Morgen geschrieben hatte, ehe er sich niederlegte.

Martin sah auf die Uhr.

Es stimmte alles genau.

Gott sei Dank, sein Kopf war schon heller geworden. Etwas erleichtert atmete er auf und vollendete seine Toilette.

Seine Schläfen trommelten, er hatte gestern zuviel getrunken und hatte sich dann etwas verlaufen — nachdem er Dore verlassen hatte.

Aber was war denn geschehen, seit er Dore verlassen hatte? Und wie hatte er sie denn verlassen? Und was war denn am vergangenen Abend in der Redaktion gewesen?

So fing es an.

Die gewaltsamsten Anstrengungen machte er, um sich zurechtzufinden, aber Traum und Wirklichkeit fluteten immer wieder durcheinander. Er klammerte sich an Dore, an Wetteroth, an die Villa Werdsee, an das Gebäude der „Nordischen Pressekompagnie", er wollte von einem festen Punkt aus in Gedanken vorwärts- und rückwärtsgehen. Es war unmöglich. Nach einer kurzen Vernunftstrecke zerriß der Faden, Traumbilder und verschwommene Erinnerungen aus der Nacht schoben sich

dazwischen und durchdrangen sich wie gespenstige Films.

Das Gehirn wollte ihm aus dem Schädel treten, seine Brust hämmerte wie ein Schlagwerk.

Er riß das Hemd auf, stürzte an die Dusche und badete sein Gesicht. In einem Wandschrank war Wein und Backwerk. Er nahm eine Flasche, trank sie fast vollständig aus und aß etwas trockenen Kuchen dazu. Seit gestern Mittag hatte er nichts mehr gegessen.

Das Zimmer wurde dunkel, Wind und Regen tönte an die Scheiben.

Martin zog die Vorhänge zusammen und nahm sich vor, nochmals zu schlafen.

Kaum hatte er sich auf den Diwan hingelegt, floß alles mit verdoppelter Heftigkeit auf ihn zu.

Ströme von Menschen, Ströme von Szenen wälzten sich in wilden Verschlingungen über ihn weg.

Der vergangene Abend begann wieder, die abgelaufene Nacht begann wieder.

Stimmen schallten ihm in die Ohren. Draußen — auf der Straße klangen sie. Es kam durch alle Türen und und Fenster. Das Haus war umtummelt, war Ziel einer wogenden schreienden Menge.

Und drinnen kreisten in Nebelhaufen Gestalten um ihn, überschwemmten die Räume und schütteten sich auf seinen Leib.

Er sprang auf die Beine, schlug um sich. Einen alten Artilleriesäbel riß er mit den Nägeln von der Tapet

herab, daß aus der Wand Kalk und Steine ſpritzten. Es war ein Stück von ſeinem Vater, dem Offizier.

Mit verlernter Kraft ließ er die Klinge durch die Luft ſauſen, es war wieder leer um ihn.

Aber die Stimmen hallten weiter.

Es war eine Flut von Stimmen. Schlagwellen warf dieſe Flut, ſie tönten bald fern, bald nah. Ein brauſender Wind mußte es ſein, der auf ſie niederhieb. Es ſtürmte wie bei vielen Gewittern. Und Schreie löſten ſich ab, gellten hoch über einem ſchwächer und ſtärker rollenden Geraun.

Martin hielt den Säbelgriff umſpannt. Er lauſchte.

Plötzlich war eine Stille, dann rauſchte der Lärm in Sekunden an, ſtieg auf und wurde ein himmelragender Turm und läutete mit Menſchenklang über alles hin.

Martin richtete unwillkürlich ſeinen Kopf in die Höhe.

Es war doch nicht Traum!

Mit dem Reſt ſeiner Energie mußte er den unerklärlichen Vorgang ergründen.

Draußen, in der Stadt, in dieſer Stadt, die lebendig geworden war, begab ſich etwas, das er noch nicht faßte. Es war auch wieder Sonne da draußen. Sie fiel durch einen ſchmalen Lichtſpalt am verdunkelten Fenſter und funkelte auf dem Spiegel der Klinge.

Und niemand nahte ihm feindlich. Einen aberwitzigen Kampf führte er mit ſich ſelbſt. Er war allein, entſetzlich einſam — und quälte ſich unſäglich.

Der lächerliche Säbel! Er warf ihn hin.

Abermals horchte er auf.

Jetzt dröhnte die Luft von einem minutenlangen Ausbruch. Es war ein großes Beben. Es waren Wellen. Es war einer niemals die Ankunft gewesenen, einer erschütternden Bewegung.

Eine ungeahnte Verwandlung kündigte sich an.

In einer dunklen und fremden Lust schwang mit einmal sein Blut. Blitzhaft kreuzten Gedanken in ihm und umschlangen sich. Vielleicht konnte alles Fürchterliche in ihm aufhören, wenn etwas Fürchterliches geschah.

Er ertrug es nicht mehr; so laut, daß es ihn selber betäubte, schrie es aus ihm heraus: „Ich will fort! Hinaus auf die Straße!"

Den Vorhang riß er zurück, die Fenster flogen auf.

Zuerst konnte er weder sehen noch hören. Es warf ihn nieder.

Scharen von Menschen schwärmten, bewußtlos getrieben, durch die Straße, füllten den Fahrdamm und den Fußsteig, zogen heiß und brennend, hutlos und mit greifenden Armen, die noch nicht hatten was sie halten sollten, im Licht des Tages vorbei. Es waren Menschen ohne Atem und ohne Ziel. Sie wehten dahin, rasten in einem wirren und suchenden Takt von tausend und tausend tretenden Füßen. Und ein heller Schwall von unsicher glühenden Worten flog mit ihnen dahin. Alle hatten das gleiche flammende und sehnsüchtige Gesicht. Alle waren von einem ernsten und düsteren Feuer

aufgerissen. Alle hatten die gleiche Stimme, in Schmerz und Blut überschlagende Stimmen.

Kein Geschäft führte sie an, kein Genuß führte sie an. Keiner schritt gesondert für sich. Sie wollten einander verbunden sein, sie wollten alle ein und denselben Willen haben. Und doch schien noch keiner zu sehen, wohin sie gingen. Keiner sah, was es war.

Ein freier Platz am Parkrand nahm sie auf.

Um eine Säule, darauf das Gottesgesicht des unsterblichen Dichters den Blick zum Unendlichen aufschlug, war eine Kette von eifrigen Helmen und schweres Klopfen von Trommeln. Schwiegen die Trommeln, dann schwieg auch die Menge.

Auf der höchsten Sockelstufe stand der Soldat. Er las immer wieder einen Aufruf ab. Seine Worte klangen gehackt und wissend gegen die Mauern der Menschen.

Sie hörten hin und standen für sich. Das Ereignis, das hundertfach angedrohte Schicksal, fiel langsam und unausweichlich auf sie herab und schloß sich hart und scharf zusammen, über dem noch blau gespannten Sonnenhimmel, auf dem die funkelnden Strahlen hinschwanden, und über der stummer werdenden Stadt. Glockenläuten hatte feierlich wallend einsetzen wollen und wurde jetzt plötzlich zu dumpfen Hammerschlägen auf klirrendes Eisen.

Junge Leute stellten sich mit einem Ruck in eine rasche Begeisterung und versuchten den Ruf: „Es lebe

— der Krieg!“ Aber die Männer dämpften dieses schrille und vereinzelte Rufen; die Frauen schüttelten die Köpfe.

Das Wort, das eine Wort wuchs ungeheuer vor ihnen empor und stürzte sich auf ihr Blut, ihre Brust, ihren dürstenden Atem und war ihnen ein weites und unabsehbares Geschehen, von dem sie nur begriffen, daß es ihnen geschah; ihrem Blut, ihrer Brust, ihrem Atem.

Sie keuchten still auf und horchten gekrampft, um mehr zu begreifen.

Es kam keine Antwort, nur eine prasselnde Fülle von Namen und Dingen, die leer und lichtlos verhallten.

Und so drang das eine Wort in sie ein, und wurde in zitternden Sekunden als ein Leben gefühlt, das mit einmal durchsichtig war und Jahre zurück und viele Jahre vor ihnen lag, eine graue verlassene Bahn im Dunst von Qual und Verzweiflung, die endlich einstürzen würde.

Und so zerdrückten sie mit einem Willen, der ewiger und unzerstörbarer ist als es Jahre sein können, in diesem Augenblick eines vorausgeschauten Abschieds den Schrecken des entsetzlich niederbrechenden Wortes und begannen, aus unbestimmbaren Fernen beschenkt, wieder leise und heimlich zu leuchten.

Neue Kraft, ein neues Geschlecht, sehende Menschen ohne Staub in den Augen, Menschen, die ihre Masken fortschleuderten, Menschen, aus dem Dunkel des Geldtags geschält, Menschen, die der Zeit satt gewor-

den waren, richteten sich mit noch blühendem Leib in der Menge empor.

Die Männer umfaßten die Frauen und hoben sie opfernd auf, Mütter hielten gelobend die Kinder hoch. Eine unendliche Hoffnung war auf ihrem gereinigten Antlitz.

Und ein und derselbe Laut war auf ihren wankenden Lippen. Es war ein Laut aus Schmerzen und aus Umarmung. Groß und frei, immer höher und tiefer rang er sich vor und schwebte, ein wilder und doch nur zaghaft gelöster Trost, überallhin und traf wie ein Speer auf den Mann am Fenster, auf Martin Jochner.

Martin preßte die Fäuste an die Schläfen.

Es sprühte auf ihn, Funken zuckten in seinen Gliedern.

Er sah auf zu dem grellen Mittagshimmel, sah wieder die Wolken und die Sonne darin, die ihm so lange tot gewesen war.

Er spannte breit die Arme. Sein Mund öffnete sich. Erschauernd nahm er hin, was ihm wurde. Erschauernd fühlte er, wie er Stimme der Menschen wurde, die in andere Zeit hinein vor ihm aufgingen.

Und seine so lange dem Licht entrückte Seele begann sich zu heben und stieg.

Im Flug über Schluchten entglitt er seinen bleiernen Klammern. Sein Gefängnis zerfiel. Wie zu einer Andacht gab er die Hände zusammen.

Zwei Menschen fegten gleich darauf geräuschvoll ins Zimmer, jeder wie angepackt von der Wucht des erklär-

ten und sichern Krieges, jeder zerknittert von hundert Gerüchten und Szenen.

Es waren Emmerich Still und der Diener.

Mit einem leidenschaftlichen Guß von Neuigkeiten stürzte der Freund über Martin her: „Verratene Verträge!" — „Hinterhältige Völker!" — „Lügenwaffen!" — „Aber Zukunft mit Macht und Sieg!"

In einer gravitätischen und unberührter Abgewandtheit hielt Martin, als ob er nichts mehr zu erfahren hätte, den Blick auf die Straßenmenschen gerichtet.

Männer und Frauen gingen jetzt schweigend nach Hause. Mit strengem Schritt und hartem Mund marschierten sie hin, gefaßte Leute, die sich bereiten, eine lange Not zu brechen.

Bezwungen von Martin Jochners Ruhe nickte Emmerich Still feierlich und begeistert hinaus: „Ja, es ist wirklich groß!" Und zog sofort den Bleistift heraus, um sich etwas aufzuschreiben.

An Martin rüttelte nichts mehr.

Still sagte: „Ich melde mich für den Kriegsschauplatz! — Und was gedenkst du zu tun?"

Martin antwortete ohne Stolz: „Meine Arbeit wird anders heißen! — Wir werden uns alle bewegen!"

Er schien geordnet und bewußt. Ohne ein weiteres Wort gab er Still, ihn zum Scheiden einladend, die Hand.

Nachträglich, wenn sich Emmerich Still dieser Begegnung entsann, war es ihm, als wäre auf dem ge-

kühlten Gesicht des Freundes etwas von der Hoffnung eines trotzigen Auswanderers gewesen, der vom Hafen abstößt und nach unbekannten Ländern hinaustreibt. Und später ahnte er, daß er bei diesem letzten Zusammensein Martin Jochner nicht rechtzeitig genug verstanden hatte, um ihm zu folgen.

Letztes Kapitel

Als der Wagenführer vor Dores Wohnung den Schlag aufriß, schritt Jochner in der Haltung eines entschiedenen aber ortsfremden Menschen auf den Eingang zu.

Im Hause prallte ein Mädchen bei seinem Anblick in die Zimmer zurück. Er hörte Aufkreischen und unterdrücktes Weinen.

Es berührte ihn nicht. Nachdem ihm der Diener Klöpfer gesagt hatte, Dore sei krank geworden, stand es sofort für ihn fest, daß er irgendwie schuldig geworden war und daß er dies noch aus sich herausbrechen müßte, um frei zu sein. Den Weg, der sich ihm aufgetan hatte, konnte nichts zerstören. Er fühlte sich mit einer Kraft geladen, die alles zu vollenden vermochte.

Ohne zu zögern öffnete er sich, als niemand kam, selbst eine Türe.

Ein Weib raste schreiend an ihm vorbei und keuchte etwas von „Hilfe holen". Es schien Lisbeth Schumann zu sein.

Im Zimmer lag Dores Mutter vor dem Bett auf den Knien, hielt die Hände der Kranken umspannt und drückte ihren Kopf beschützend auf die Kissen mit de

flutenden Haar. Eine Krankenschwester warf sich ihm entgegen und flehte ihn an.

Martins wortloses Auftreten machte die Frauen still.

Nur der stoßende Atem der Kranken klang jetzt in den Raum und schlug auf ihn ein, daß er gelähmt und gebunden war.

Ersticktes bäumte sich wieder in ihm auf. Sein Herz wollte einstürzen. Scham wollte ihn fällen. Eine Wehrlose hatte er in sein Elend gezerrt, auf seiner ohnmächtigen Flucht hatte er sich an sie ketten wollen. Nach einer unrühmlichen lustvollen Finsternis hatte er Verlangen gehabt, und sie war mitleidig an seiner Brust gelegen. Er fühlte noch, wie sie ihn geküßt hatte.

Es war nur ein Sonnenaufgang dazwischen, und er war vorwärtsgerollt wie durch Jahre und Träume. Und sie schlief, versunken in einem vernunftlosen Fieber.

War sie auch von der Krankheit gezeichnet, ihm schien sie schön, seltsam verjüngt, als ob sie in ihrem Leiden ein kindhaftes Mädchen geworden wäre.

Er näherte sich ihr, hauchte unverständliche Worte.

Die Frauen waren festgehalten durch sein Gesicht, sie ließen ihn gewähren.

Mit einem Zittern löste Dore die leblosen Glieder. Er faßt sie mit den Augen, ihre Stirne drehte sich ihm zu. Aus todmatter Trauer und Verwunderung blickte sie auf.

Plötzlich war es, als würde ihr etwas klar.

Sie runzelte die Stirne, hob ängstlich und mühsam die

Hand, wie um etwas von sich zu streichen, und griff sich seufzend nach der Stelle, an der ihr Herz schlug.

Ein Mann schob sich in dieser Sekunde unhörbar ins Zimmer. Es war Joseph Dorn. Er hatte die Fäuste geballt und war nur eine verhaltene Gebärde von Wut und Empörung. Als er sah, daß sich Dore bewegte, blieb er erschüttert stehen.

Martins Züge flossen ineinander.

Ein zerbrechender Laut entwich ihm, ein durchdringender Ton, der Qual und stöhnende Bitte war.

Und der Mund der Kranken wurde weicher, die Angst in ihren Blicken zerging.

Nochmals bat Martin, und auf Dores Antlitz erschien ein schwächliches gütiges Lächeln.

Er sagte fest und leise: „Ich gehe für immer" und sank vor sie hin.

Da nahm sie vergebend die Hand von der Brust und ließ sie verlangend auf die Decke fallen.

Er drückte sie zart und küßte sie nicht. Als er sich umsah, war er wie blind.

Jemand strich ihm sanft über den Arm. Es war die Mutter. Er redete etwas Abgehacktes und wandte sich ohne Zusammenhang mit den übrigen Menschen der Türe zu.

Eine Gestalt tauchte noch auf. Ein Mann wollte drohend und glühend auf ihn zuschwanken. Martin erkannte Dorn und hinter ihm Lisbeth Schumann. Sie waren ihm Schatten aus verschollenen Tagen.

Mit einem abgewandten und unverletzlichen Geſicht ging er vorbei, die Augen feſt und gerade gerichtet.

Dorn ſchaute auf Dore. Sie lag mit geſchloſſenen Lidern. Aber um ihre Lippen war ein friedlicher Hauch und löſte in Dorn etwas auf. —

So nahm Martin Jochner von allem Abſchied. Dann begab er ſich zu Gabriel Wetteroth.

ENDE

Roßberg'ſche Buchdruckerei, Leipzig

Werke von Hermann Kesser

Ernst Rowohlt Verlag Berlin W 35

Summa Summarum

Tragikomödie, 1920. 1.—3. Tausend

*

Vorbereitung

Vier Schriften

*

Die Brüder

Drama, 1921

*

Außerdem sind erschienen:

Novellen

(Lukas Langkofler, Das Verbrechen der Elise Geitler, Der Fremde. Die Himmelserscheinung) Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig
3.—5. Tausend

*

Die Peitsche

Erzählende Dichtung mit Originallithographien von Otto Baumberger
Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, 1919

*

Neue Ausgaben der novellistischen Werke und der kulturpolitischen Schriften in Vorbereitung